Paed. Pr.
1870. 1.

Phil. Körber's
Jugendschriften.

Guruba
der Juwelenhändler.

Paed. 907 cu

Körber

(X)

Paed. Pr.
1870
(1)

Philipp Körber's

neue

Jugendschriften.

Erste Sammlung.

I.

Guruba.

Nürnberg,
Verlag von J. L. Lotzbeck.

Seite 81.



„Schurke, du bist überwiesen! ein schreckliches Ende wartet deiner!"

Guruba

der

Juwelenhändler.

Erzählung

zur

Belehrung und Unterhaltung

für

Kinder und Kinderfreunde

von

Philipp Körber.

Mit drei Bildern in Tondruck und Colorit.

Nürnberg,

Verlag von J. L. Lotzbeck.

(1852.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Fr. Campe & Sohn.

Vorwort.

Mit der Originalerzählung, „Guruba, der Juwelenhändler," beginnt für die Jugendwelt eine neue Sammlung meiner Schriften, deren Tendenz und Fassung unverändert dieselbe bleiben soll, wie bei den gemäß ihres Planes nun vollendeten Werken, der „Jugendbibliothek" und dem „Pantheon der Weltgeschichte." — Indem am Kern der Sache nichts Wesentliches geändert werden wird, habe ich mir durch diese neue Folge die größtmöglichste Freiheit in der Wahl und Behandlung der Stoffe, so wie der romantischen Anlage gelassen, und ich kann demnach meine Absicht, Vergnügen, Unterhaltung und Belehrung in erweitertem Leserkreise zu verbreiten, auf um so entsprechendere Weise erreichen. Ich werde künftig meist Originalerzählungen mit Benützung der neuesten und gründlichsten Resultate der Forschungen auf den Gebieten der Naturkunde, der Geographie und Weltgeschichte bringen; ich werde mich bestreben, heiteren Scherz mit dem Ernste, gemüthliche Betrachtung mit der Wissenschaft, sinnige Beschauung mit dem Erhabenen zu verknüpfen und Gemälde vor meinen theuern Lesern aufrollen, welche bilderreich und mannichfaltig der Wißbegierde Genüge leisten, Verstand und Herz fesseln und in ihren Zügen die leitende Hand der Vorsehung, wie die Größe des Schöpfers

klar erkennen lassen, damit dem Urquell alles Guten, Edlen und Schönen durch diese kleinen Gaben für die Mußestunden der Jugend recht viele Herzen erwärmt und zugeführt werden. Die Meisterhand eines anerkannten Künstlers wird künftig diese literarischen Erzeugnisse mit colorirten Bildern illustriren, damit auch dem Auge das Erwünschte geboten sei und Wort und Bild Hand in Hand gehen können. Ebenso ist durch eleganteste Ausstattung und durch Aenderung des Formats hierin dem vorherrschenden bessern Geschmack die nöthige Rechnung getragen.

Von Oben kommt jede gute Gabe! Im Aufblick zu Dem, Der Alles belebt, erregt, erwärmt, Der Gedanken entzündet, Wünsche und Hoffnungen erfüllt und jedes gute Streben unterstützt, leitet und zur Vollendung führt, ist dieses Werk begonnen worden; von Oben möge es auch gesegnet werden.

Möchten darum geehrte Eltern, Lehrer und Jugendfreunde das Vertrauen, welches Sie meinen Leistungen bisher in so reichem Maße zukommen ließen, mir auch ferner erhalten! Ich will es durch das ernsteste Streben, mein vorgestecktes Ziel zu erreichen, zu ehren suchen.

Der Verfasser.

Einleitung.

Auf der Insel Borneo — aber halt! das ist eine weit von uns gelegene Insel, die größte Insel in der Welt, so groß, als Frankreich, Deutschland, England und Italien, und sie liegt nicht weit von Asien weg im indischen Ocean, umgeben von vielen tausend größeren und kleineren Inseln — also auf Borneo fiel die Geschichte vor, die ich euch erzählen werde. Borneo ist ein großes, herrliches Land, ein reiches Land! Der Schöpfer hat es verschwenderisch mit allen trefflichen Produkten der heißen Zone ausgestattet; es wäre ein irdisches Paradies, wenn es die Menschen einander nicht oft zur Hölle machten. Dort wachsen die herrlichsten Früchte, welche bei uns gar nicht gedeihen, z. B. Zuckerrohr, Kaffee, Ingwer, Pfeffer in großer Menge, alle möglichen Arten von Palmen, namentlich die Kokos- und Sagopalme, der Arekabaum, dessen Früchte die Asiaten kauen, dann Obstbäume, welche die süßesten Früchte tragen, z. B. der Mangostan, dessen Frucht einer Weichsel gleich sieht, nur daß Ihr Euch eine Weichsel denken müßt, so groß, als ein recht großer Rotwienerapfel. Die Frucht hat einen so kostbaren Geschmack, daß ihr nichts in der Welt gleichkommt. Dann kommen dort außer dem Mangostan noch eine Menge anderer herrlicher Früchte vor, z. B. Durion, Granatäpfel, alle Arten von Orangen, Rambustan und noch viele andere. Die Bäume tragen in Ostindien Jahr aus Jahr ein ihre Früchte, treiben stets Blüthen und nicht nur im Frühjahre, wie bei uns; auch fallen im Winter die Blätter nicht ab, denn es wird

dort gar nicht kalt und es schneit auch niemals. Da müßte es also schön sein. Aber wenn ihr nun weiter höret, wie es dort ist, dann werdet Ihr am Ende klug sein und denken: bei uns ist es aber auch schön und hat jedes Land sein Liebes, so hat es auch sein Leides. Um aber wieder auf Borneo zu kommen, so muß ich euch noch sagen, daß dort die Hauptnahrung des Volkes der Reis ist, ein Rispengetreide, das in heißen Ländern trefflich gedeiht, bei uns aber nicht. Reis und Sago sind also die Nahrungsmittel des Volkes, und der Sago ist das Mark der Sagopalme. Es gibt aber auch bei uns Bäume, die innen voll Mark sind, z. B. der Hollunder; aber Hollundermark kann man nicht essen, das ist der Unterschied.

Wo in Borneo keine Felder und Auen sind, da steht, wie bei uns, Wald; aber was für einer! Was gibt es da für Bäume! Tiekbäume, die ein treffliches Holz zum Bauen liefern und tausend andere, meist achtzig bis hundert Schuh hoch, fünf, sechs Fuß dick und einer dicht neben dem andern. Davor muß Jedermann Respekt haben und ein schöner Schatten muß in einem solchen Walde sein! Ja, Schatten ist da und noch sonst allerlei; z. B. Palmen, an deren Stamm fußlange Stacheln sitzen und spitzige; und der feuchte Boden ist mit allerlei Schlingpflanzen bedeckt, welche an den Bäumen hinaufklettern und sich von einem zum andern so dicht verstricken, daß man nicht durchkommen kann. Und in dem feuchten niedrigen Gestrüpp gibt es zu Millionen garstige Würmer, Blutegel, die fallen über die Beine derer her, welche sich in den Wald wagen und beißen sich an und verursachen stechende Schmerzen, und, wenn sie losgerissen werden, außer dem Blutverlust noch bösartige Entzündungen. Und endlich stürzen sich auf den Wanderer ungeheure Schwärme giftiger Schnacken, Mosquitos genannt, die stechen ihn mit ihren Stacheln und verursachen ihm schmerzhafte Beulen im Gesicht und an den Händen. Sie sollen so boshaft sein, daß sie sogar durch die Näthe der Kleider, ja sogar der Stiefel, hindurchstechen. Aber in den Wäldern

wachsen auch der Kampferbaum, dessen Harz der Kampfer ist, den Ihr kennt, und der Guttabaum, von dem das Gutta Percha kommt, jenes elastische Harz, und der Adlerholzbaum, dessen Holz köstlich riecht, wenn es angezündet wird und eine Menge anderer Bäume, die theils für Tischler kostbares Holz liefern, theils durch ihre Früchte, ihre Rinde, ihr Harz oder sonst was, Nutzen schaffen. Endlich ist das Land reich an Gold und Silber, an Edelsteinen und das Meer an allerlei Fischen und Muscheln, reich ist es auch an Perlen. In den Waldungen aber leben Tiger und andere reißende Thiere, irren Heerden von gescheidten Elephanten herum; in den Sümpfen wälzt sich das ungeschlachte Nashorn und durch das Rohr der Ströme rasselt wild das gräuliche Krokodill.

Das alles, liebe Kinder, mußte ich Euch sagen, damit Ihr es im Voraus wisset; denn wenn ich einmal erzähle, dann lasse ich mich nicht gerne unterbrechen. Ich müßte Euch wohl sonst noch vieles sagen; aber wenn was vorkommt, das Euch auffällt oder unbekannt ist, so fragt Euren guten Papa oder Euren Herrn Lehrer, die geben gewiß gerne Auskunft. Ihr habt doch nun ein Bild der Natur von Borneo; Ihr wißt, daß die Natur dieses Landes reich, groß, wild ist und gefahrvoll. Darum nun zu unserer Geschichte.

I.

Nicht weit von der Stadt Bendscher-Massin, einem merkwürdigen, jedoch ziemlich unbekannten Orte auf Borneo, stand am Rande der Waldung, umgeben von wenigen gewaltigen Bananen, eine kleine Hütte, deren Aeußeres wenig von der Bequemlichkeit und den Reichthümern enthielt, welche ihr Inneres zuweilen verbarg. Sie war nach dortiger Landessitte aus Bambusstämmen erbaut, deren Zwischenräume wieder durch festes Geflecht von gespaltenen Bambusen verbunden

waren und stand, ähnlich unsern Taubenhäusern, auf vier gewaltigen Stämmen, damit die Bewohner während der Regenzeit, wo der Fluß immer austritt und die ganze Umgebung auf acht bis zehn Wochen in eine Art von See verwandelt, trocken und sicher darin wohnen könnten. Zur kleinen schmalen Thüre des Hauses konnte man also nur vermittelst einer Leiter gelangen. Wenn der Bewohner sein Häuschen zur Tages- oder Nachtzeit fremden Besuchern schließen wollte, so brauchte er bloß die fast zwölf Schuh hohe Leiter zurückzuziehen, und die leichte Rotangthüre vermittelst eines im Innern der Hütte kreuzweise vorgelegten Spreizholzes zu verschließen und damit hatte er alle hier nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu seiner Ruhe und Sicherheit getroffen. Einige kleine Fensterchen ließen genug Licht in das Innere fallen und die feinen Rohrgeflechte vor denselben wehrten den zahlreichen Mosquitos den Eingang. Wenn wir nun noch einen Blick in das Innere des Hüttchens werfen, wo wir in der Mitte einen aus getrocknetem Lehm gemachten Heerd, dann einige Matten, welche hier statt der Betten dienen, ein paar Schränkchen von chinesischer Arbeit, einen Tisch, drei oder vier Rohrstühle, dann am nördlichen Fenster, welches sich nach einer sehr nahen und dichtbewaldeten Anhöhe hin öffnete, ein Drehrad, welches einige mit Leder überzogene Scheiben bewegte, hölzerne glattpolirte Schüsselchen mit rothfarbigem Staub, der noch eingenäßt war, und andere Kleinigkeiten, sowie feine eiserne Zängchen auf dem an der Wand befestigten Arbeitstische — ich sage, wenn wir die eben genannten Dinge gesehen haben, so haben wir alles gesehen. Und der Besitzer der Hütte mit seiner Familie ist auch nicht weit. Wir finden, daß er eben aus der Stadt zurückkehrt, wohin er Geschäftshalber gegangen ist. Sein braunes, in streifige Kattunkleider ärmlich gekleidetes Weib handthiert am Heerde und bereitet das karge Abendessen, der Sohn, ein Knabe von sechzehn Jahren, braun, wie sein Vater und seine Mutter, sitzt in der Ecke und spielt mit kleinen Waffen, die ihm der Vater zum Zeitvertreibe angefertigt.

„Der Vater kommt, öffne Guruba!“ rief die Mutter dem Jungen zu. Dieser sprang mit lautem Jauchzen auf und riß das Holz weg, durch welches, wie wir schon gesagt haben, die Thüre verspreizt war.

„Was bringst du mir mit, Vater?“ rief der Bube dem Alten entgegen, welcher ein mit chinesischem Papier und Schnüren sorgfältig umwickeltes Packet in der Hand trug und rasch die Leiter heraufstieg.

„Für heute nichts,“ entgegnete dieser; „doch, ja,“ setzte er rasch hinzu, „da hast du eine halbe Ananas; die andere Hälfte aß ich, um meinen Durst zu stillen.“ Und damit reichte er dem Knaben die Frucht, welcher sich sogleich damit beschäftigte, die würzige Labung zu verzehren.

„Hast du das Haus wohlversperrt gehalten?“ fragte der Alte die Frau.

„Ja,“ entgegnete sie.

„Man hört in der Stadt viel erzählen von verwegenen Diebstählen, die hier verübt worden sind. Eine Bande von Orang-Laut *), die in der Nähe von Seeräubern überfallen und beraubt zu sein vorgaben, streift in Stadt und Umgegend herum und Niemand ist seines Lebens und Eigenthumes sicher. Zwar sind die Leute des Königs beständig hinter ihnen her; allein es ist gerade, als ob jene es mit den Dieben hätten; doch ich will nichts gesagt haben!“ schloß er.

„Das wäre doch schändlich!“ rief die Frau.

„Still, Paragona **), still!“ sagte der Mann ängstlich, „weißt du nicht, daß die Lüfte verrätherisch sind? Wehe uns, wenn diese

---

*) Orang = Mann; Laut = Meer; also Meermänner, malayische Seeleute.
**) Ein weiblicher Name, der im Orient eine sehr große Perle bedeutet.

Worte weiter drängen! Diebe und Räuber sind schlimm, aber der König und die Seinen sind noch schlimmer, denn sie nehmen Leben und Habe, während die Diebe nur das rauben, was ihnen Nutzen bringt. Ich muß, ehe es Nacht wird, nochmals fort. Guruba möge mich begleiten. Hier, verwahre dieses Packet; es enthält mehrere kostbare Rubine und Saphire, die ich morgen schleifen muß. Was ich besitze, will ich noch heute an den dir bekannten Ort vergraben. Geh mit, Guruba, es dürfte gut sein, wenn du weißt, wo das Bischen Hab' und Gut liegt, das ich dir hinterlassen kann."

„Muß denn das heute noch sein?" wendete die Frau schüchtern ein.

„Heute noch. Ich bin besorgt, ich weiß nicht warum," fuhr der Mann fort, steckte dann einen schweren Beutel voll Geldstücke in die Tasche seiner faltigen Beinkleider, ergriff eine eiserne Schaufel und ein Beil und verließ in Begleitung des Knaben die Hütte. Sie stiegen den Abhang hinauf, krochen mühsam durch dichtes Gehölz und erreichten endlich auf dem Gipfel einen Baum, um den eine Menge Gestrüpp wuchs. Hier durchsuchte der Alte vorerst die Gehölze umher und da er sie leer und alles unverdächtig fand, räumte er rasch das Gestrüpp bei Seite, grub die Erde unter einem Steine hervor, über welchen eine der starken Wurzeln hinlief und ihn fast ganz bedeckte. Hier brachte er ein Kästchen zum Vorscheine, das er öffnete und in welches er den Beutel legte. Dann verbarg er es wieder an den Ort, deckte alles mit Erde zu, streute das Gestrüpp geschickt darüber hin, daß Niemand, der zufällig hierherkäme, von dem vergrabenen Schatze etwas ahnete und sagte dann zu seinem Sohne: „Hier liegt dein Erbtheil, Guruba. Sei klug und verrathe es nicht; nicht im Traume verrathe es, hörst du?"

„Nein, Vater!" rief der Knabe ängstlich.



„Hier liegt dein Erbtheil, Guruba. Sei klug und verrathe es nicht!"

„Gut, sei verständig und Niemand wird es finden. Ahnete Einer etwas von diesem verborgenen Schatze, so wäre er verloren. Bei uns in der Hütte liegt er aber nicht so sicher, als hier, wenn du schweigen kannst.“

„Ich werde schweigen, Vater!“ sagte Guruba.

„Komm jetzt und merke dir den Weg genau. Es ist nicht weit hierher und doch ist der Baum schwer zu finden,“ sagte der Alte. Beide kehrten nun nach vollbrachtem Geschäft auf dem nämlichen mühsamen Wege nach ihrer Hütte zurück, wo sie die alte Frau, welche einen so hochtönenden Namen führte, dem Anscheine nach ganz unbefangen wieder fanden. Sie war es auch! sie ahnete nichts von dem Besuch, den sie in Abwesenheit ihres Gatten und ihres Sohnes gehabt hatte.

Einen Besuch! — Ja, es gibt eben allerlei Besuche, angenehme und unangenehme und dergleichen mehr; sogar solche, von denen man nichts gewahr wird, die aber später an ihren Spuren entdeckt werden und diese können denn auch, wie der Besuch, der sie hinterläßt, sehr verschiedener Art sein.

Die alte Frau Paragona theilte, wie die lieben Kinder wissen, wenn sie aufmerksam gelesen haben, die Besorgnisse ihres Gatten nicht ganz. Sie kannte zwar die Gefahren ihres Vaterlandes, sie hatte viel von der Verwegenheit und Raubgierde der umherstreifenden Malayen gehört; sie wußte, daß diese kühnen Menschen keinen Schrecken scheuen und daß sie eben so wenig Bedenken tragen, Blut zu vergießen, als sie selbst den Tod fürchten; aber bis jetzt hatte sie noch nicht solche Dinge erlebt und erfahren und aus diesem Grunde glaubte sie auch keine Ursache zur Furcht zu haben.

Wenn daher ihr vorsichtiger Gatte die drohenden Schrecken vielleicht zu viel fürchtete, so hegte dagegen Paragona zu wenig Besorgnisse. Dieses bewies sie aber dadurch, daß sie nach der Entfernung ihres Gatten und ihres Sohnes die Thüren und Fenster der Hütte öffnete, um sich des Durchzugs der erfrischenden Abendluft erfreuen zu können, welche vom nahen Meere herüber wehte. Dann besorgte sie ihre Arbeit in dem Genuß, den sie sich bereitet hatte. Das Packet, welches ihr Gatte mitgebracht hatte, lag noch immer unberührt auf dem Arbeitstische, auf den ein glänzender Sonnenstrahl hereinfiel. Jetzt war Paragona fertig und jetzt band sie die Schnüre los, welche das kleine Päckchen zusammenhielten, öffnete dasselbe und bewunderte schweigend die Edelsteine, die darin verborgen gewesen waren, indem sie einen nach dem andern zwischen dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand gegen die Sonne hielt und des lieblichen Farbenspieles sich erfreute.

Es waren Rubine und Saphire, welche der alte Guruba mitgebracht hatte, Edelsteine von der allergrößten Kostbarkeit. Unsere Leser wissen, was Edelsteine sind; sie wissen, daß sie durch ihre Härte alle andern Steine übertreffen, eine treffliche Politur annehmen und dann in köstlichen Farben brennen. Während nun der Diamant farblos wie Wasser ist und alle Farben des Regenbogens ausstrahlt, zeigt der Rubin eine feuerrothe Farbe und der Saphir das allerreinste Himmelblau. Beide letztere Steine werden besonders häufig und kostbar aus dem Innern von Borneo gebracht; aber kein Europäer, ja selbst wenige Eingeborne, die an der Küste leben und mit den Weißen verkehren, haben die Orte gesehen, wo man sie findet. Jeder an die Küste gebrachte Stein pflegt an zwei Seiten geschliffen und polirt zu sein, damit man wahrnehmen kann, ob er ganz rein ist und seinen Werth zu bestimmen vermag. So, halb bearbeitet, werden sie verkauft und wandern in die Hände derer, welche sie suchen. Im Orient aber schmücken sich die Frauen nicht allein, sondern auch die Männer, gerne

mit Juwelen. Die Steinschleifer aber, zu deren Innung auch der alte Guruba gehörte, sind sehr geschickt und wissen die Steine trefflich zu behandeln und die orientalischen Goldarbeiter sie eben so künstlich und geschmackvoll zu fassen.

Während nun Paragona noch an dem Glanze der Edelsteine sich erfreute und sich einbildete, wie gut ihr diese schönen Steine in ihrer einstigen kostbaren Fassung stehen müßten; während sie darüber alle Vorsicht vergaß, die ihr Mann ihr, weggehend noch, an das Herz gelegt hatte, streifte in der Nähe ein Mann von kühnem verdächtigem Aussehen müssig herum und faßte bald die alleinstehende und leer scheinende Hütte in das Auge. Als er Niemand darin bemerkte, näherte er sich der Leiter und stieg behutsam so weit auf derselben empor, daß er das Innere zu besichtigen vermochte und nun entdeckte er die Frau und die Schätze, welche sie besah. Hätte Paragona seine Augen sehen können, wie sie flammten; hätte sie etwas von seinem gierigen wilden Lächeln bemerkt, das sein braunschwarzes Gesicht überflog; hätte sie die Kette von Entwürfen zu ahnen vermocht, die in dem Kopfe des Räubers sich kreuzten, als er den Vorsatz faßte, sich der entdeckten Kostbarkeiten zu bemächtigen; sie wäre gewiß vor Schrecken erstarrt, sie hätte ihre Thorheit bitter bereut. Allein von all' dem ahnete Paragona nicht das mindeste.

Der Räuber — denn ein solcher böser Mensch war der Fremde — hatte seine Untersuchung beendet und sah noch vorsichtig zu, wie Paragona die Edelsteine wieder zusammen packte, mit der Schnur umwickelte und in einem unmittelbar neben dem Fensterchen hängenden Schränkchen verschloß. Er sah, auf welche einfache Art dieser kleine Behälter geöffnet werden konnte und er würde seine Untersuchungen wahrscheinlich noch nicht beendet haben, hätte sich nicht Paragona plötzlich umgewendet, und sein schwarzes Haar, seine glühenden Augen bemerkt. Die Alte ieß einen Schreckenslaut aus und — in demsel-

ben Moment war auch der Fremde verschwunden. Rasch wie eine Schlange glitt er an der Leiter zur Erde, schoß unter der Hütte durch, erreichte mit wenigen, lautlosen, den Sätzen eines Tigers gleichenden Sprüngen den nahen Wald auf der Anhöhe und verbarg sich in den Dschungeln*), die hier aufgeschossen waren.

„O Mohammed, was sah ich!" seufzte Paragona und eilte hastig an die Thüre. Allein hier bemerkte sie nichts. Ihre Blicke glitten über die ihr sichtbaren Umgebungen der Hütte; allein alles war da leer; einige Kinder spielten in der Ferne unbefangen unter dem erquickenden Schatten der Mangostanen. Als Paragona auch hier nichts entdecken konnte, stieg sie rasch die Leiter herab und spähete unter der Hütte nach der Erscheinung. Allein auch hier sah sie keine Spur eines Fremden. „Sollten mich meine Augen getäuscht haben?" sagte die erschrockene Frau zu sich selbst, „oder war es denn nicht die obere Hälfte eines wilden Gesichtes, die ich so eben erblickte? — Ach, nein, der Glanz der Edelsteine, die ich so lange in der Sonne funkeln ließ, blendete mich und als ich plötzlich mein Gesicht der schattigen Thüre zuwendete, spiegelten mir meine an den glühenden Schimmer gewöhnten Augen diese Erscheinung vor. — Wohlan, ich will nachsehen, ob in der Nähe Niemand ist!" Sie streifte rings um die Hütte, aber sie sah Niemanden, keine Spur eines Fremden und als sie wieder zur Leiter zurückkehrte, kamen ihr Gatte und ihr Sohn aus dem Walde hervor.

„Ist dir Niemand begegnet, Guruba?" rief sie ihrem Manne schon von ferne zu.

„Niemand!" entgegnete der Alte lächelnd; kam dann mit seinem Sohne näher und beide begaben sich, gefolgt von der Frau, in die Hütte.

---

*) Dschungeln nennt man das undurchdringliche Gestrüpp am Rande der indischen Wälder.

„Warum fragtest du mich nach Jemand?“ sagte der Vater, indem er sich das frugale Abendessen trefflich schmecken ließ. Die Alte erzählte ihm, ohne davon zu sprechen, daß sie bei offenen Thüren am Fenster seine Edelsteine betrachtet, was sie gesehen zu haben vermeinte.“

Der alte Guruba lachte über ihre Besorgnisse und sprach: „Ich habe dir vorhin bange gemacht; sei ruhig, in die Paläste der Reichen schleicht der Räuber, die Hütte des Armen meidet er, denn da gibt es nichts für ihn zu holen. Das Geld, das wir besaßen, liegt an einem sichern Orte. Ich werde heute ruhiger schlafen, als seit lange. Wo sind die Edelsteine?“

„Hier im Schränkchen,“ antwortete Paragona.

„Ziehe die Leiter zurück und schließe die Hütte!“ sagte der Alte. Paragona befolgte seinen Willen und als die Sonne sank und die Nacht fast plötzlich und beinahe ohne Dämmerung einbrach, wie es unter jenen Breiten der Fall zu sein pflegt, begaben sich die Bewohner der Hütte auf ihr Lager und entschlummerten bald in Frieden.

II.

Die Nächte sind in Ostindien unbeschreiblich schön; der wolkenlose Himmel, die Milde der Luft, die sanfte Ruhe der Natur, alles stimmt dort die Seele zum Genusse der seligsten Empfindungen. Der Mond strahlt unter diesem Himmelsstriche mit ungleich stärkerem Glanze, als in Europa, so daß Ihr, lieben Leser, dort bei seinem Scheine den kleinsten Druck ohne Beschwerde lesen könntet und wenn der Mond nicht scheint, so wird seine Stelle durch den hellen Schimmer der Gestirne, durch den weichen Glanz der Milchstraße und durch das Funkeln der Venus oder des Abendsternes beinahe ersetzt, denn

dieser freundliche Stern glänzt hier, wie ein kleiner Mond, mit einem so funkelnden Strahl, daß Bäume, Gebäude und andere Gegenstände Schatten werfen und dieses Licht ist denn auch ein reichlicher Ersatz für die kurze Dauer und das plötzliche Verschwinden der Dämmerung. Der Seewind rauscht dabei in den immergrünen Wipfeln; balsamische Düfte würzen die Luft mit dem süßesten Wohlgeruch und aus der Ferne trägt der Hauch der athmosphärischen Strömung das dumpfe Donnern der Brandung, die sich an der Küste bricht, stundenweit in das Innere des Landes.

Ja, es ist schön in Ostindien, so schön, daß man wohl einmal dahin möchte, um die Reize und Herrlichkeiten jenes reichen Himmelsstriches sehen zu können. Aber — wenn man nur damit nicht auch große Beschwerden und Gefahren in den Kauf nehmen müßte!

Eine solche paradiesische Nacht lagerte auf der Erde. Die Natur athmete um Gurubas Hütte nur Frieden und sanfte Ruhe; aber es war ein Mensch in der Nähe, der Raub brütete, Raub, und wenn er bei diesem gestört werden sollte, den blutigen Mord. Er lag wie ein Tiger im Dschungel und seine Augen spähten sorgfältig über die Gegend hin, späheten nach der Hütte, wo Guruba mit den Seinen schlief, maßen die Höhe der Tragepfeiler, auf denen das kleine Häuschen stand, und sein Mund, aus dem häßlich die langen vom Sirikauen *) geschwärzten Zähne starrten, murmelte Verwünschungen, wenn hie und da ein Laut zeigte, daß noch ein Wachender sich in der Nähe rege. Dann duckte er sich grimmig nieder und seine schwarze Hand spielte an dem Kris **), der in seinem Gürtel steckte. Endlich schien ihm die rechte Zeit gekommen; er erhob sich und ergriff eine

*) Siri- oder Betelkauen, ein in Indien gewöhnlicher Gebrauch. Arekanuß, in Betelblatt gewickelt, wird gekaut. Der Saft färbt die Zähne schwarz.
**) Kris, der geflammte, vergiftete Dolch der Malayen.

Rolle, welche er neben sich liegen hatte, nahm diese, den Kris lockernd, in den Arm und schlich gerade nach der Hütte hin. Hier angelangt, umging er dieselbe vorsichtig, verbarg sich dann unterhalb derselben und wickelte von der Rolle eine Schnur ab, die aus dem stärksten Hanfgarn, mit Seidenschnüren durchwirkt, geflochten war. Am Ende der Schnur war eine Bleikugel und diese fassend, trat der Räuber einige Schritte von der Hütte weg, dann zielte er und warf die Schnur so geschickt über das Dach der Hütte, daß sie genau neben dem Fenster herabhing, welches zunächst des im Innern der Hütte angebrachten Schränkchens befindlich war. Nun eilte er unter die Hütte und lauschte lange und sorgfältig. Aber alles war oben still; der erste Wurf war also gelungen.

Als der Räuber dieses bemerkte, band er das entgegengesetzte Ende der Schnur geschickt an einem Pfeiler fest, ging sodann an die andere Seite und zog aus aller Kraft, jedoch immer mit der größten Behutsamkeit die Schnur herab. Dabei lauschte er; aber da er kein Knistern und auch keinen Laut im Innern der Hütte vernahm, wohl aber ein dumpfes Schnarchen, welches von den schlafenden Bewohnern derselben herrührte, so stemmte er die Füße gegen einen Pfeiler und indem er seinen Körper schräg zur Erde gleiten ließ, und die mit Knoten versehene Schnur festpackte, ging er mit den Füßen empor und hob er sich mit den Händen an der Schnur rasch bis zur Höhe des Fußbodens der Hütte. Hier standen die Grundhölzer so weit vor, daß er darauf mit genauer Noth fußen konnte. Er that es, indem er sich an der Schnur so lange empor half, bis er einen vorragenden Theil der Wand mit einer Hand fassen und sich daran festhalten konnte. Jetzt stand er still und lauschte abermals mit rückgehaltenem Athem. In der That war sein Emporsteigen nicht ganz geräuschlos vor sich gegangen; aber dennoch war Niemand in der Hütte erwacht. Der Räuber horchte und ruhte still. Als er bemerkte, daß er bisher unentdeckt geblieben war, versuchte er es, den Laden

vor dem Fenster zu öffnen; allein dieser war so fest verschlossen, daß er seiner Anstrengungen spottete; und beim leisesten Geräusch erwachten die in der Hütte Schlafenden und sein Raubversuch war vereitelt.

Jetzt zog der Räuber ein sehr fein geschliffenes Messer und schnitt mit größter Vorsicht das Rotanggeflecht entzwei, welches im Laden oder Fenster die Stelle des Glases vertrat. Fast eine Stunde brachte er mit diesem Geschäfte zu, bis er endlich eine Oeffnung in dasselbe gemacht hatte, durch welche er seinen Arm stecken konnte. Er betastete nun das dicht neben dem Fenster befindliche Schränkchen, öffnete es mit kaum glaublicher Gewandtheit und fand das des Nachmittags gesehene Päckchen, das er sogleich an der Größe, Form und den um dasselbe gewickelten Schnüren erkannte. Ein wilder Triumph leuchtete aus seinen Augen, als er dasselbe fühlte. Rasch zog er seine Hand zurück, schnitt die Oeffnung im Fenster noch etwas größer und einen Moment später hatte er das Packet, welches in der weiten Tasche seiner faltigen Kleider verschwand. Dann griff er noch einige Male in das Innere und holte andere in dem Schränkchen liegende Gegenstände hervor. Was ihm nicht des Mitnehmens werth schien, schleuderte er verächtlich bei Seite. Noch einmal machte er einen mühsamen Versuch und brachte endlich ein kleines von Rotang geflochtenes Kästchen zum Vorschein, das er öffnete. Es enthielt einige Ringe, ein Korallengehäng und Ohrringe, offenbar Eigenthum der alten Paragona; dann ein an einem seidenen Bande hängendes Herz von der Größe eines Taubeneies, das sauber aus Gold und Emaille gearbeitet war. Als der Räuber das Kästchen wieder verschlossen und eingesteckt hatte, ließ er sich sehr vorsichtig an der Schnur herabgleiten, warf das Ende derselben, welches ihm zum Besteigen der Hütte gedient hatte, geschickt über das Häuschen, weil es mit einer ähnlichen Bleikugel versehen war, band dann die Schnur vom Pfeiler an der andern Seite der Hütte los, wickelte sich dieselbe wie einen Gürtel um den Leib, steckte den lockern Kris wieder fest, lauschte und sah allenthalben umher und ging dann

nach dem Gebüsch, woher er gekommen war, und in dessen dunkler Tiefe er verschwand.

III.

Es war noch dunkle Nacht — denn in Ostindien beginnt der Tag Jahr aus Jahr ein erst des Morgens um sechs Uhr, weshalb solche Länder Tropenländer, Aequinoktial-, oder Tag- und Nachtgleichenländer, genannt werden — als der alte Guruba erwachte, und sogleich aufstand, um Licht zu machen und eifrig an seine Arbeit zu gehen. Er war kaum mit diesem Geschäfte fertig, als auch seine Gattin sich von ihrem ärmlichen Lager erhob, und Anstalten traf, das Frühstück zu besorgen. Noch während der Finsterniß hatte der Alte das Fenster geöffnet, um frische Luft in das Innere des Zimmers zu lassen und also weder die zerschnittenen Rotanggeflechte, noch sonst etwas Verdächtiges bemerkt. Jetzt kramte der alte Mann beim Scheine des Lichtes und dem Genuß der erfrischenden Nachtkühle seine Werkzeuge aus, setzte das Drehrad und die Polier- und Schleifscheiben in gehörigen Stand und ergriff dann das Licht in der Absicht, das kostbare Packet aus dem Schränkchen zu nehmen, in welchem es seine Gattin verwahrt hatte. Allein zu seinem nicht geringen Schrecken fand er das kleine Behältniß — leer.

„Paragona!“ schrie er laut, „Paragona, komm herbei und sieh!“

Die alte Frau näherte sich ihm eiligst und starrte gleich ihm, der wie versteinert in der einen Hand das Licht hielt und mit der leeren nach dem Schränkchen deutete, in das leere Innere desselben.

„Paragona, wo ist das Packet mit den Edelsteinen?“ sagte der alte Mann leise und zitterte.

„Ich habe es in dieses Behältniß verschlossen,“ rief das Weib und näherte ihre Augen der dunkeln Oeffnung.

„Wenn du es hierher verschlossest, so müßte es noch da sein,“ sagte der Mann und sah seine Gattin mit verstörten Blicken an.

„Es muß da sein!“ rief sie und stieg auf einen beigerückten Stuhl. Sie ergriff das Licht, zündete in alle Winkel des Behälters; sie griff verzweiflungsvoll überall mit den Händen hin, als traue sie ihren Augen nicht. Endlich stieg sie, nicht weniger zitternd, als ihr Gatte, herab und rief matt: es ist fort!“

„Wohin, Paragona? Kein Mensch kam über diese Schwelle, als ich, du, und unser unschuldiger Sohn. Also wohin kam das Packet und wer hat es da weggenommen?“

„Ach, Guruba,“ jammerte das Weib, „wir sind bestohlen!“

„Bestohlen? — Thörin, glaubst du, das sei alles?“ sagte Guruba und brach in ein Gelächter wahnwitziger Verzweiflung aus; „wenn diese Edelsteine fehlen, so bin ich, so bist du, so ist unser Sohn, ja, alles ist dann verloren! Wisse, sie sind Eigenthum des Raja Maju, des ersten königlichen Vezirs. Seine Grausamkeit uud Unbarmherzigkeit ist bekannt. Weh uns, wenn die Steine fehlen! Nichts wird uns seinem Grimme entziehen; wir büßen unsern Verlust mit Leib und Leben!“

Die alte Frau sank bei dieser furchtbaren Eröffnung fast leblos zu Boden. Aber schnell kehrte ihre Besinnung zurück und sie gestand ihrem entsetzten Gatten alles, was sie gestern gethan hatte. Jetzt erneuerten beide ihre Nachforschungen; sie entdeckten ihre ferneren Verluste; aber da diese im Vergleich mit dem ungeheuern Werthe der

gestohlenen Edelsteine von fast gar keinem Belang waren, so wurde ihrer weiter nicht gedacht. Als sich im Innern der Hütte gar keine Spur des Diebes entdecken ließ, ging Guruba aus dem Hause, um die Umgebung zu durchsuchen, wobei ihm seine Frau und sein Sohn Beistand leisteten. Einige inzwischen herbeigeeilte Nachbarn brachten brennende Fackeln; man entdeckte nun bald mehrere Gegenstände, welche der Dieb weggeworfen hatte, fand an der Wand die Spuren seiner Füße und im Fenster die Oeffnung, welche er mit seinem Messer gemacht hatte, um den Schrank erreichen zu können. Durch alles dieses wurde der Raub zwar vollkommen bestätigt und es war erwiesen, mit welcher Kühnheit und Geschicklichkeit er verübt worden war; allein es war auch unzweifelhaft, daß der Räuber nicht entdeckt werden würde, denn nicht die geringste Spur hatte er hinterlassen, welche zu seiner Habhaftwerdung leiten konnte.

Als es inzwischen Tag ward, entfernten sich die Wenigen, welche Neugierde und Theilnahme herbeigeführt hatten, und überließen Guruba und die Seinen ihrem Grame und ihren Besorgnissen. Der alte Mann war in stumme Verzweiflung versunken; er klagte nicht; er machte seiner unvorsichtigen Gattin keinen Vorwurf. Eine halbe Stunde saß er und brütete still; dann kleidete er sich an, verließ ohne Wort und Gruß die Hütte, und schlug den Weg nach der Stadt ein.

Wir folgen ihm dahin. Die Stadt heißt Bendscher-Massin, was so viel im Makassarischen bedeutet, als Mündung des Massin, und das letztere Wort ist der Name des schiffbaren Flusses. Was nun das Aussehen der Stadt betrifft, so ist dasselbe gänzlich von dem europäischer Städte, namentlich großer Seestädte, verschieden. Nicht als ob Bendscher-Massin etwa eine kleine Stadt wäre; behüte, denn man behauptet, sie hätte über 100,000 Einwohner, aber man sieht ihr das nicht an, denn die Häuser stehen sehr eng beisammen und sind fast alle, einige großartige Pagoden und den Palast des Königs ausgenommen, von Holz erbaut. Daneben mag man sich

nur recht viele und lange und krumme Linien von solchen Hütten denken, wie die beschriebene unseres Guruba, so hat man ein Bild vom Innern von Bendscher-Massin. Denke man sich nun Straßen hinzu, welche täglich zur Fluthzeit fast alle unter Wasser gesetzt werden, da die Fluth an der Küste von Borneo sechzehn Fuß hoch ansteigt, so weiß man, daß bei Hochwasser Bendscher-Massin ein zweites Venedig ist, nur nicht so prächtig. Zur Ebbezeit dagegen sind die meisten Straßen abscheuliche Kloaken, voll Schmutz und Gestank, denn aller Unrath und todte Thiere liegen da herum, da alles kurzweg aus den Häusern geworfen wird und liegen bleibt, bis der Zufall oder die Fluth es wegführt. Wer aber vollends Pflaster, oder Beleuchtung oder sonstige gemeinnützige Anstalten zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Einwohner hier vermuthete, der würde sehr irren, denn in Bendscher-Massin leben halb Wilde und an eine Straßenpolizei und Civilisation ist nicht zu denken. Sollte indeß der Geruch eines krepirten Pferdes oder sonstigen Aases die Nasen beleidigen, so sorgte hier die Natur dafür, daß dieser Uebelstand nicht lange dauert, denn bei der Nacht steigen aus dem Flusse ungestört die zahlreichen riesigen Krokodile, daselbst Gaviale genannt, welche stets bei Appetit und gar nicht heikel sind. Die kriechen unter allen Pfeilern der Häuser und durch alle Straßen und lassen nichts dort, was nach Blut und Fleisch schmeckt, sei es lebendig oder schon todt. Dabei machen sie keinen Unterschied, und wenn sie einen Menschen des Nachts auf der Straße treffen, welcher sich verspätet hat, so zerreißen sie ihn ohne viele Umstände und auf sein Geschrei kommt ihm Niemand zu Hilfe, weil sich kein Mensch aus dem Hause wagt, wenn er es auch hört. Und das ist erst vor wenigen Jahren ein paar holländischen Matrosen geschehen, welche betrunken in nächtlicher Stunde nach ihrem Schiffe zurückzukehren wagten und der Warnungen vor den Gavialen nicht geachtet haben. Sie kamen aber dort nicht an, sondern im gefräßigen Magen der Krokodile und man fand am folgenden Tage nichts, als ihre zerfetzten Hüte.

So sieht es im Innern von Bendscher-Massin aus. Von außen dagegen gewährt die Stadt einen sehr malerischen und eigenthümlich fremdartigen Anblick. Da sieht man wunderbar die Reihen der auf Pfeilern stehenden Bambushütten mit ihren Palmetodächern*), sieht die sumpfigen Straßen, in denen das halbnackte braune Volk wimmelt; es ragen die buschigen schirmartigen Wipfel ungeheuerer Bäume über die niedern Hütten ewig grün hervor und hoch über alles steigen die goldbedeckten Pyramiden der prächtigen Pagoden und die mit goldnen Ziegeln gedeckten Zinnen des königlichen Palastes. Aber südlich und westlich von der Stadt strömt der prächtige, mit zahlreichen Schiffen bedeckte Fluß und in der Ferne glänzt der Spiegel des Oceans, auf dem tausende von Inseln zu schwimmen scheinen. Landeinwärts aber steht Wald und über denselben erheben sich blaue Gebirge in kühnen Formen und Umrissen.

Hieher also ging der alte tiefgebeugte Guruba. Es war Fluthzeit und er stieg deshalb in eines der zahlreichen Fahrzeuge, um sich zu dem Juwelier bringen zu lassen. Als er dessen Haus erreichte — es war auch eine solche Pfeilerhütte, nur eine etwas geräumige — stieg er mit schwerem Herzen die Treppe hinan und wurde von dem Geschäftsmanne mit dem freudigen Rufe: „Sieh da, Guruba! immer fleißig und pünktlich! Also schon fertig? Wo sind die Steine?" empfangen.

„Herr," sagte der Arme mit demüthig gekreuzten Armen, „ich bin ein unglücklicher Mann. Die Steine sind mir heute Nacht gestohlen worden."

„Wie?" rief der Juwelier und fuhr unter heftigen Gebehrden auf; „Unglücklicher, weißt du, wem die Juwelen gehören? Sie sind

---

*) Palmetodächer; diese sind von Palmblättern gemacht.

Eigenthum des Raja Maju. Weh dir, wenn du sie nicht sofort zur Stelle schaffst!"

„Ach, wie könnte ich das!" jammerte der arme Guruba.

„Weh dir, schändlicher Dieb!" brüllte der Juwelier voll Angst, denn sein Leben war nicht weniger bedroht, als das Guruba's, „du wußtest, welche Reichthümer dir anvertraut waren. Es war deine Pflicht, sie zu hüten mit Daransetzung deines Lebens. Schweige!" — herrschte er ihm zu — „Niemand wird dir glauben, kein Mensch achtet auf dein Geschwätz. — Packt ihn an, haltet ihn fest!" rief er seinen Leuten zu, „ich eile zu Raja Maju, um ihn von dieser schändlichen Betrügerei zu benachrichtigen. Laßt Ihr diesen Schurken entfliehen, so bin ich verloren!" Mit diesen Worten stürzte er aus der Hütte, sprang in seinen Kahn, der zum Gebrauche der Hausbewohner unten lag, und verschwand bald in dem Gewirre der Straßen.

Man hielt den jammernden Guruba fest, obschon ihm bei der hohen Fluth das Entrinnen aus Mangel eines Fahrzeuges ohnehin unmöglich gewesen wäre, und er erzählte indeß den Leuten des Juweliers alles, was er über den Dieb und sein Verfahren wußte. Die Zuhörer waren wenig geneigt, ihm Glauben zu schenken; dennoch flößte ihnen die Angst und Verzweiflung des Mannes Mitleid ein; allein das war auch alles, was seine Erzählung bewirkte. Die Edelsteinschleifer, welche in Indien ein zahlreiches Gewerb bilden, gehören auch dort, wie in Europa, zu den Aermsten und sind trotz ihrer Armuth und der kostbaren Schätze, welche ihren geschickten Händen anvertraut werden, äußerst ehrliche Leute. Man hört nie von Verfälschungen und Veruntreuungen, welche sie verübten. In der That ist das bei dem kargen Lohne, den sie für ihre mühsame Arbeit erhalten, zu verwundern.

Jetzt kehrte der Juwelier in Begleitung eines andern Bootes zurück, welches von Häschern und Soldaten wimmelte. Diese Leute

stiegen aus, versicherten sich Guruba's, banden ihm Hände und Füße und warfen ihn auf Gefahr seines Lebens und seiner ungebrochenen Glieder mit der rohesten Fühllosigkeit wie einen Klotz aus dem Hause in ihr Boot. Dann nahmen sie den Juwelier wieder mit und fuhren zu Raja Maju, dem obersten Würdenträger des Landesfürsten.

In einem civilisirten Staate und bei gefühlvollen Menschen würde nun der arme Guruba verhört und nach seinen Aussagen über den Diebstahl eine Untersuchung angestellt worden sein. Allein an solche Pflicht der Gerechtigkeit dachte der Barbar, in dessen Händen der Juwelier, für sein eigenes Leben mit allem Grunde fürchtend, Guruba überliefert hatte, nicht. Er ließ den Armen in einen feuchten Kerker seines Palastes werfen, nachdem er ihn über einige Gegenstände befragt und sendete eine Anzahl Schergen mit dem Auftrage ab, Guruba's Hütte zu durchsuchen, alles Werthvolle, welches sie dort finden würden, zu nehmen und mit dem Uebrigen nach Gutdünken zu verfahren; ein Auftrag, den sie in seiner ganzen Abscheulichkeit verstanden und mit empörender Unmenschlichkeit zu vollziehen gingen.

Sobald sie nämlich an das Ufer stiegen, floh Alles vor ihnen, denn das Erscheinen der Diener der Obrigkeit ist in jenem schönen Lande leider nur eine Veranlassung zum Entsetzen und zur Furcht, bei den Schuldigen sowohl, als auch bei allen Unbefangenen, statt daß es Beruhigung und Ordnung mit sich bringen sollte. Sie fanden also den Weg bis zur Hütte Guruba's leer; nur heimlich schielte man ihnen aus Hütten und Gebüschen nach, an denen sie vorüber gingen. Der junge Guruba, welchen das Unglück, das seinen Vater betroffen, mit den ängstlichsten Besorgnissen erfüllte, stand bei einigen Nachbarn und Jugendgespielen, und erzählte ihnen, was er von dem Diebstahle wußte, als der bewaffnete Trupp ihnen plötzlich zu Gesicht kam. Mit dem Schreckensrufe: „des Königs Dienstleute!" floh das Häuflein nach allen Seiten aus einander und der junge Guruba folgte den Knaben in das Gehölz, um sich dort mit ihnen zu verstecken.

Es war zu seinem Glücke. Die Sbirren bestiegen die Hütte, packten die sich heftig sträubende Paragona und schrieen: „Gieb des Ministers Juwelen heraus, alte Hexe!“ Andere stürzten sämmtliche Geräthe in der Hütte über den Haufen, erbrachen die Schränke, suchten und ergriffen alles, was ihnen werthvoll schien, und als Paragona einen Versuch machte, ihrer Raubgier zu wehren, stach sie einer der Unmenschen mit dem Dolche durch das Herz, daß sie ohne einen Laut sterbend zu Boden stürzte. In dem Tumult wurden die Feuerbrände auf dem Heerde auf die Erde gestreut und fielen da auf Kleider und Matten, welche wie Zunder fingen und hell aufloderten. Sobald die Schergen das Feuer entstehen sahen, ließen sie alles im Stich und stürzten, um nicht zu verbrennen, aus der Hütte. Nach wenigen Augenblicken stand das Häuschen in vollen Flammen und die Schergen verließen eiligst den Platz.

Guruba sah die Rauchsäule emporsteigen; aber er wagte es erst spät, das Versteck, in welchem er sich bisher verborgen gehalten hatte, zu verlassen. Als die Nacht einbrach, stand der unglückliche Knabe an dem Aschenhaufen, der die Reste seiner unglücklichen Mutter und des geringen Vermögens seiner Eltern begraben hatte. Verzweifelnd vor Jammer und Entsetzen floh er in der Nacht zu einem Nachbar, der ihn mit Gefahr seines Lebens beherbergte. Allein das Maß des Jammers, welches die Vorsehung auf das Haupt dieses armen Kindes zu häufen beschlossen hatte, war noch nicht erfüllt.

IV.

Der Mann, bei welchem unser armer junger Freund übernachtet hatte, war Zimmermann und arbeitete auf den Werften, einem Bauplatze, welcher am Ufer des Flusses und ganz in der Nähe des königlichen Palastes liegt. Da wir diesen hier besonders erwähnen, so

dürfte es nicht unnöthig sein, wenn wir unsern lieben Lesern eine kurze Beschreibung desselben geben.

Der Palast des Königs von Bendscher-Massin ist ein weitläufiger Anbau von vielen an einander stoßenden einstöckigen Häusern, mit Höfen dazwischen, und von weitläufigen Gärten umgeben. Das Innere ist nach morgenländischer Sitte prächtig genug, würde aber unsern Begriffen von Schönheit schwerlich entsprechen. Die Gallerien sind jedoch prächtig tapeziert und mit kostbaren Möbeln und Porzellangefäßen reich ausgestattet. Die Zimmer des Königs sind geräumig; seidene Tapeten und Vorhänge von golddurchwirktem Musselin und Sammt zeigen sich überall; den Fußboden decken persische Teppiche und Wollenmatten von indischer Arbeit. Kostbare goldene und silberne Gefäße sind theils zum Gebrauche, theils zur Zierde, allenthalben angebracht und an den Wänden hat man mancherlei Seltenheiten und schöne Dinge, welche dem König nach Landessitte von auswärtigen Gesandten zum Geschenk gereicht werden müssen, in schöner Ordnung aufgehängt. Noch kostbarer geschmückt sind die Gemächer, in welchen der König mit seinen zahlreichen Frauen wohnt; allein bis hieher dringen die Blicke des Fremden nicht, weil das Betreten dieser Räume bei Todesstrafe verboten ist. Eine zahlreiche Dienerschaft und Militär füllt die Räume des weitläufigen Palastes, in welchem auch die Würdenträger des Königs wohnen. Raja Maju, der erste Minister, besorgt die Regierungsgeschäfte, um welche sich der Fürst wenig oder gar nicht kümmert. Der Raja ist also allmächtig und nur seinem Herrn verantwortlich. Die Größe des Palastes können unsere Leser leicht ermessen, wenn wir ihnen versichern, daß man eine Stunde zu gehen hat, bis man die Ringmauern vollständig umkreiset. Ein tiefer Graben, der mit Wasser und Schlamm gefüllt ist und in welchem zahlreiche Gaviale ungestört hausen, umgibt von außen die Ringmauern und macht das Besteigen derselben, selbst wenn nicht zahlreiche Wächter auf den Zinnen es wehrten, zur Unmöglichkeit.

Zwischen den Ringmauern dieses Palastes und dem Strome sind also die Werfte und hier arbeitete unser vorhin erwähnter Zimmermann. Kaum war es die dritte Stunde, so erschien ein Diener des Raja Maju bei den Arbeitern mit dem Befehl, einen Pfahl zu spitzen und in die Erde zu senken, an dem ein Dieb gespießt werden solle. Dieses Geschäft erforderte nur wenig Zeit und der Pfahl wurde unmittelbar an der Mauer aufgerichtet. Als der Diener des Raja den Auftrag von den Arbeitern vollzogen sah, kehrte er in den Palast zurück und bald darauf schleppte man Guruba's unglücklichen Vater herbei, um ihn hinzurichten. Die Henker rissen dem vor Angst und Schrecken schon halb todten Greise die Kleider vom Leibe, banden ihm Hände und Füße, hoben ihn dann vermittelst einiger Leitern bis zur scharfen, durch Feuer gehärteten, Spitze des Pfahles und stießen ihm denselben solchergestalt von unten durch die Muskeln des Rückens, daß er an dem Pfahle hängen blieb, wie ein Insekt an der Nadel. Dieses grausame Geschäft verrichteten sie mit solcher Gewandtheit, daß der Unglückliche es dennoch lebend überstand. Einen einzigen Schrei stieß er aus; nur einen und dann wimmerte er leise. Wer in der Nähe war, floh; wen der Weg vorüberführte, der sah ängstlich hin und beeilte sich, vorbei zu kommen; und der arme Zimmermann, der die Hinrichtung mit angesehen hatte, eilte heim nach seiner Hütte, um dem Sohne des Hingerichteten das entsetzliche Schicksal seines armen Vaters zu verkündigen.

Bei der Nacht wagte es Guruba mit eigener Lebensgefahr, sich bis nach den Werften zu schleichen. Hier harrte seiner der Zimmermann, unter Balken verborgen, der ihn mitleidig begleitet hatte. Guruba näherte sich dem Hingerichteten und berührte weinend seine Hände. Er schien schon todt zu sein; seine Glieder waren kalt; die Zunge hing ihm weit aus dem offenen Munde.

„Vater, Vater, lebst du noch? hörst du mich?" schluchzte der arme Knabe.

Die Stimme des Kindes drang zum Herzen des Sterbenden, auf das schon die Schauer des Todes drückten und er schauderte plötzlich zusammen.

„Hörst du mich; ich bin es, armer Vater!“ schluchzte Guruba, und bemühte sich, den Todesschweiß von der Stirne des Sterbenden zu wischen.

„Ach, mein Sohn! kommst du zu mir? Wehe, fliehe! sie möchten dich auch spießen,“ wimmerte der Leidende.

„Nein, fürchte nichts für mich, armer Vater, wir sind allein!“ sagte der Knabe. „Aber sprich, kann ich nichts thun, um deine Leiden zu lindern?“

„Gieb mir Wasser! ich verschmachte!“ stöhnte der Greis. Guruba lief eiligst zum nahen Flusse und suchte einen Scherben von einem zerbrochenen Gefäß oder eine Muschelschale. Der Himmel ließ ihn die letztere bald finden; er eilte zurück und hielt dem Leidenden die gefüllte Schale an den Mund. Der Greis verschlang hastig die Labung und sagte: „Habe Dank, mein Kind. Allah *) segne dich und schütze dich. Lebe lange und glücklich!“ Er wollte mehr sprechen, aber ein krampfhaftes Zucken erschütterte seine Gestalt, sein Kopf sank herab und er hatte ausgerungen. Guruba brach bei diesem Anblick in lautes Wehklagen aus. Bei diesem Geräusch erschienen auf der Mauer über dem den Palast umgebenden Graben einige Köpfe und der Zimmermann, für sein und des Knaben Leben fürchtend, sprang herbei, riß ihn fort, stürzte sich mit ihm in eiliger Flucht in ein Boot und stieß gerade in dem Augenblicke ab, wo ein Seitenpförtchen im Pa-

*) Guruba und seine Familie bekannte sich, wie fast alle Makassaren an der Küste von Borneo, zum Islam.

lasttthore sich öffnete und einige Bewaffnete herauseilten, um nach der Ursache dieser nächtlichen Ruhestörung zu sehen. Sie bemerkten aber nur den Hingerichteten auf dem Pfahle und Guruba und sein furchtsamer Begleiter, still mit der Strömung dahintreibend, hörten ihr lautes Gespräch.

„Was war das?" sagte der Eine; „ich sehe Niemand als den Hingerichteten an seinem Pfahle!"

„Er ist todt! es waren seine Sterbeseufzer, die wir hörten;" entgegnete ein Dritter, der die Leiche des alten Guruba inzwischen besichtigt hatte.

„Muß der alte Dieb bei der Nacht noch rumoren? konnte er nicht still dahinfahren?" rief der Erste und gab der Leiche einige schwere Hiebe mit dem Lanzenschafte.

„Sehe ich dort nicht ein Boot im Flusse?" schrie ein Dritter, der die Umgebungen durchsuchte.

Alle drei sahen nun nach dem kleinen Fahrzeug, in welchem Guruba und der Zimmermann sich zu Boden gelegt hatten, um nicht gesehen zu werden.

„Pah, es ist ein Gavial. Weißt du nicht, daß diese Bestien den Fraß, der ihnen morgen vorgeworfen wird, schon im Voraus wittern?"

„Laßt uns gehen, sie könnten uns angreifen!" sagte der erste und schnell kehrten die Knechte in das Schloß zurück und warfen die kleine Pforte hinter sich zu.

Ohne weiteren Unfall erreichten Guruba und sein Begleiter die Hütte. Der Zimmermann erklärte ihm bei der Heimkehr, wie gern er ihn bei sich behalten würde, stünden nicht dadurch sie beide in Gefahr, die Rache des unbarmherzigen Raja Maju, welche vielleicht noch nicht völlig gesättigt wäre, sich zuzuziehen. Guruba beruhigte den armen Mann, der seinetwegen sich schon so großer Gefahr ausgesetzt hatte, und verließ ihn, nachdem er noch eine karge Labung von ihm angenommen, unter herzlichem Dank. Er ging zu dem Aschenhaufen, wo er still betete, schlich dann in den Wald und suchte den Baum auf, unter welchem sein Vater seine geringe Baarschaft vergraben. Diese fand er ohne große Mühe; es waren jedoch, wie er beim Zählen staunend erkannte, fast zwei hundert Goldstücke. Der Knabe steckte sie in einen Gürtel, den er um den Leib trug und ging nach Tagesanbruch nach der Stadt, unschlüssig, was er machen sollte. Bei dem Geschäfte seines Vaters großgewachsen und von ihm fast vollständig schon in demselben unterrichtet, beschloß er, den Juwelenhandel anzufangen, wozu ihm die gefundene Baarschaft treffliche Dienste leisten mußte. Er kaufte sich bei einem Trödler Reisekleider und suchte eine Karavanserai*) auf, woselbst die aus dem Innern des Landes kommenden oder dahin reisenden Fremden zu wohnen pflegen. Solcher öffentlichen Gebäude finden sich im Morgenlande mehrere bei jedem Bazar. Guruba fand bald, was er suchte. Eine Gesellschaft malayischer und makassarischer Kaufleute war im Begriff, in das Innere abzureisen. Er bat um Erlaubniß, unter ihrem Schutze mitzugehen, indem er ihnen sorgfältig seine Absicht und seine Baarschaft verheimlichte. Man gestattete ihm, um was er bat, indem man die Erlaubniß an die Bedingung knüpfte, daß er den Handelsherren unter Weges einige kleine, seinen Kräften angemessene, Dienste erwiese und dafür versprach man ihm sogar die Kost und nach der glücklichen Ankunft im Innern eine kleine Belohnung.

---

*) Herberge für reisende Kaufleute, zusammengesetzt aus Karavane: Zug Reisender mit Packkameelen, und Serai: großes Haus, Schloß, befestigte große Wohnung.

V.

Was wir bisher unsern lieben Lesern von Borneo erzählt haben, betrifft blos den äußersten Küstenrand der Insel und kann auch von Europäern gesehen werden, welche zur See dahin kommen, um Handel zu treiben. Ganz anders gestaltet sich das Land im Innern, wohin wohl noch nie der Fuß eines Weißen gekommen ist und auch so leicht nicht kommen dürfte. Denn während an der Küste eine gemischte Bevölkerung Sitten und Gebräuche der übrigen Asiaten, namentlich der Malayen, so sehr angenommen hat, daß man den makassarischen Charakter darin kaum mehr erkennt, ist das Innere des Landes allen Fremden verboten. Daselbst herrscht also das Volk von Borneo, ein kühner Menschenschlag malayischen Ursprungs mit eigenthümlicher Sprache und besondern Sitten, und ist so eifersüchtig auf seine Freiheit, daß es keinem fremden Eroberer bisher gelang, es unter seine Botmäßigkeit zu bringen.

Allein hiezu würde die Tapferkeit des Volkes wohl schwerlich ausreichend gewesen sein, wenn das Land seine kriegerischen Vertheidigungen nicht durch natürliche Hülfsmittel, welche es besitzt, unterstützt hätte. Borneo ist nämlich eine kolossale, natürliche Festung, nur an wenigen Orten den Fremden zugänglich und auf diese wenigen Küstenplätze ist in der That auch der Handelsverkehr mit dem Innern des geheimnißvollen Landes bis auf den heutigen Tag beschränkt geblieben.

Fast die ganze nördliche, westliche und östliche Küste der Insel besteht aus schroffen Vorgebirgen; starre, gefährliche Klippen, namentlich scharfe Karallenriffe, drohen den Fahrzeugen den Untergang und entsetzliche Brandungen, daselbst, wie in Sumatra, Surfe genannt, machen allenthalben, selbst wenn es Schiffen gelingen sollte, in die Nähe des Ufers zu kommen, die Landung unmöglich. An der Südküste ist das Land dagegen niedrig und fast dem Meeresspiegel gleich. Hieher ergießen sich die meisten und größten Flüsse, die sich ungehin-

dert ausbreiten und mit trägem Laufe dahinschleichen. Bei der Fluth wird täglich zweimal ihr Wasser zurückgedrängt und sie überschwemmen mithin die Niederungen. Diese Bewässerung allein wäre schon hinreichend, alles Land, wohin sie reicht, in Sumpf und Morast zu verwandeln; dazu aber kommt noch eine ungeheure, athmosphärische Feuchtigkeit*); alles dieses bringt denn nun die eben bezeichnete nachtheilige Wirkung in dem höchsten Maße hervor. Wenn nun der Strahl der lothrechten Sonne selbst in solchen Gegenden Indiens, welche wasserarm genannt werden müssen, blos durch Befeuchtung mit dem nächtlichen Thau eine bewundernswürdige Vegetation hervorzuzaubern vermag, was muß er nicht erst für Wunder in dem fetten Sumpfboden des südlichen Borneo hervorrufen? Daher ist denn dieses Gestade eine Wildniß, von deren Undurchdringlichkeit und deren Schauern man sich schwerlich einen Begriff machen wird, wenn man sie nicht sah. Die Sunderbunds der Gangesmündungen sind schrecklich; aber da gibt es doch noch breite schiffbare Kanäle, auf denen große bewaffnete Fahrzeuge den Schrecken der furchtbaren Natur trotzen. Aber die Sümpfe von Borneo bilden einen undurchdringlichen Gürtel, den nur der Vogel überfliegt und nur schreckliche Lurche, reißende Bestien und giftiges Gewürm bewohnen können. Selbst die Eingebornen wagen die Reise in das Innere, wo sie auf schmalen Pfaden durch die Sümpfe dringen müssen, nur in großer Anzahl und nachdem sie Opfer und abergläubische religiöse Ceremonien verrichtet haben.

Die Gesellschaft malayischer und makassarischer Kaufleute, welcher sich unser Freund Guruba hatte anschließen dürfen, bestand nun theils aus Heiden, theils aus Mahomedanern, welche hinsichtlich ihrer Religion nicht viel besser daran waren, als die Erstgenannten. Am frühen Morgen zogen sie alle nach einer Pagode, in welcher sie durch reiche Geldspenden und mancherlei abergläubische Gebräuche den Schutz

*) Athmosphärische Feuchtigkeit wird der Regen, Thau, in gemäßigten und kalten Ländern auch Schnee und Hagel, geannnt.

des Himmels erflehten. Nachdem diese Vorbereitungen vollbracht waren, dachte man auch an die Mittel, welche sich darboten, um den drohenden Gefahren durch eigne Kraft zu begegnen. Man warb mehrere Bewaffnete an, welche den Reisenden durch die Sümpfe zum Schutze dienen sollten, und setzte die eigenen Waffen in besten Stand. Die meisten Reisenden waren beritten; ihre Güter wurden von Eseln und Maulthieren getragen und nur unser armer Guruba folgte mit ein paar schwarzen Maulthiertreibern und den Sclaven zu Fuße. So war die Gesellschaft bis zur Zahl von 48 Köpfen angewachsen. Nach unendlichen Schwierigkeiten wurde denn der Marsch Mittags angetreten. Eine Stunde lang führte der Führer den Zug längs des Stromufers hin, dann bog er links in den hier beginnenden Wald ein und ehe es sich unser Guruba versah, hatte ein ungeheuerer Forst von riesigen Bäumen, durch den ein nicht sehr breiter Weg ausgehauen war, ihn und seine Genossen in seine schwarzen Schatten aufgenommen.

Inzwischen hatte er wenig Zeit, sich umzusehen, wo es nichts als Wald gab, Wald zu beiden Seiten, Wald vorne und hinten und über seinem Haupte das Laubdach, durch welches nur hie und da das freundliche Sonnenlicht schimmerte. Bald wurde der Boden naß; die Lastthiere sanken tief mit den Füßen ein und es mußte die Peitsche gebraucht werden, um den mit dem voranstrebenden Führer immer forteilenden Reitern nachzukommen. Nach drei Stunden war unser armer Freund bereits so ermüdet, daß er kaum mehr fortzukommen vermochte. Der Schweiß troff von seinem Haupte und Kleidern. Allein er strengte sich dennoch an, bei den Maulthiertreibern zu bleiben, da ihm diese versicherten, es wäre um sein Leben geschehen, wenn er nicht nachkäme. Und wenn er diese entsetzliche feuchte Waldung betrachtete, in deren Tiefen nie ein Sonnenstrahl dringen mochte; und wenn er der schrecklichen Gäste gedachte, welche sie beherbergte, der Tiger und Riesenschlangen, die bei Einbruch der Nacht aus ihr hervorkommen könnten, dann gab er seinen Reisegenossen recht.

Nach und nach wurde der Boden etwas fester, da das Land sich, obwohl kaum merklich, erhob; aber der Wald blieb stets gleich dicht, dunkel und undurchdringlich, wie zwei Mauern, zu beiden Seiten der Straße. Guruba war nun so ermüdet, daß er die Hoffnung aufgab, mit diesem Zuge fortzukommen; nicht weniger litten die Sclaven und Maulthiertreiber. Plötzlich dunkelte es und ehe man es sich versah, war die ganze Reisegesellschaft von der schwärzesten Nacht, welche sich nur denken läßt, umgeben. Die Esel und Maulthiere schnaubten vor Angst und Besorgniß und selbst durch die schmerzhaftesten Schläge war man nicht im Stande, sie mehr vorwärts zu treiben. Glücklicher Weise versagten auch die Pferde den Kaufleuten in der Finsterniß ihre Dienste, so daß sie halten mußten, um Feuer zu machen und Fackeln anzuzünden, die man von der Stadt aus mitgenommen hatte. Durch diesen Aufenthalt gelang es den Maulthiertreibern, die Kaufherren wieder einzuholen.

Diese beriethen sich unter heftigen Gebehrden mit dem Führer, welcher sich standhaft weigerte, hier anzuhalten, und diese hatten keine Lust, noch weiter zu reisen, da sie alle sehr ermüdet waren. Nach langem Hin- und Herreden und vielerlei Vorwürfen, unter welchen der des Führers, „daß der Zug durch Schuld der Kaufleute viel zu spät von der Stadt aufgebrochen sei,“ der gegründetste war, setzte endlich der Makassare, welcher die Gesellschaft leitete, seinen Willen durch. Die Fackeln wurden angebrannt und alles gerieth bei ihrem funkelnden Scheine wieder in die rascheste Bewegung. Es mag einen eigenthümlich romantischen Anblick gewährt haben, diese dunkeln Gestalten mit ihren fremdartigen fliegenden Gewändern durch den Wald hineilen zu sehen; zu betrachten, wie die Reiter die langen, von dürren Palmenblättern gemachten, Fackeln in ihren schwarzen Händen schwangen, daß Flammen und Funken umhersprühten; wie ihnen die Bewaffneten mit ihren funkelnden Waffen und der Zug der Maulthiertreiber mit den ermüdeten Thieren, unter Toben und Geschrei

beständig auf dieselben peitschend, folgte. Zwischen den schwarzen Mauern der riesigen Waldbäume ging dieser Zug hin; sie widerhallten vom Lärm und Geschrei und die bethauten Blätter glänzten im Fackelscheine.

Guruba wußte nicht, wie er mit vorwärts kam. Vor Mattigkeit schloß er schon im Gehen halb die Augen. Sein Glücksstern allein war es, wenn er nicht stürzte, denn einmal gefallen und zurückgeblieben, war heute an kein Aufstehen mehr zu denken. So taumelte er, und nur an den Zügel seines Maulthiers sich haltend, mit dahin, halb ohnmächtig vor Schlaf und Ermattung. Aber plötzlich entstand in dem eilig dahinbrausenden Zuge eine ängstliche Stille; die ungeheuren Wälder, welche den Tag über geschlummert hatten, schienen zu erwachen und ihre Stimmen zu erheben, die Stimme der Wildniß, den Ton des Schreckens und Entsetzens. Guruba schauderte zusammen.

Ein tiefes hohles Gebrüll erschallte in der Ferne und wiederhallte schauerlich in den Wipfeln, durch die der Nachtwind rauschte. Es war ein gewaltiger Ton, ein Dröhnen, das, obwohl weit entfernt, durch Mark und Bein drang.

„Was ist das?" fragte der erschrockene Guruba einen neben ihm dahinlaufenden Maulthiertreiber.

„Das ist der Tiger! Allah erbarme sich unser, wenn er auf unserer Spur ist!" rief der Malaye zähneklappernd vor Furcht, und griff rasch nach dem Kris an seiner Seite.

Ermüdung und Schlaf waren verschwunden. Mensch und Thier schien durch das Entsetzen neubelebt und die Furcht plötzlich Nerven und Muskeln des ganzen Zuges zu stählen. Still rannte alles dahin;

in eiligem Laufe, als plötzlich der Führer vom Pferde sprang und seine Lanze mit den Worten in die Erde stieß: „Halt, hier ist der Lagerplatz!“

„Wie, hier? mitten in der Waldung?“ sprach ein Malaye, welcher die Reise in das Innere noch nie gemacht hatte, staunend.

„Wir werden noch dreimal im Walde schlafen müssen, ehe wir in bewohnte Gegenden kommen,“ sagte der Makassare ruhig und band sein Pferd an den in die Erde getriebenen Lanzenschaft. „Sendet jetzt die Sclaven, Holz zu sammeln und zündet rasch Feuer an!“ setzte er dann hinzu, zog aus seinem Mantelsacke eine Büchse mit Sagomehl und getrocknetem Fisch, nahm sein frugales Abendmahl, wickelte sich in seinen Mantel, streckte sich an die Erde und überließ es den Reisenden, so gut für ihre Sicherheit und Bequemlichkeit zu sorgen, als sie könnten.

Alle Bemühungen, ihn zu einem andern Entschlusse zu bringen, alles Fluchen, Schelten und Toben, waren umsonst; der Makassare schlief ruhig. So blieb denn nichts übrig, als seinen Rath zu befolgen und man mußte überdieß eilen, da die Fackeln zu Ende zu gehen drohten. Die Sclaven wurden in den Wald gesendet, um trockenes Holz herbeizuschleppen, dessen sie genug fanden. Man erblickte in der That an der Erde zahlreiche Feuerstellen und erkannte bald beim lodernden Scheine der Flammen, daß hier ein Lagerplatz sei und zwar so trefflich, als er nur im Innern dieser furchtbaren Forste gefunden werden konnte. Der Boden war trocken und sandig; man hatte also von der Wälderplage, den zahllosen Blutegeln, nichts zu fürchten. Auf drei Seiten umgab den geräumigen Platz hohe Waldung; auf der Vierten erblickte man die wie Orgelpfeifen neben einander aufgeschossenen Stämme eines ungeheuern Rohrsumpfes. Der Himmel glänzte freundlich mit seinen Sternen herein und die

kühle Luft, deren Zug hier erfrischend gefühlt ward, erquickte die Ermatteten, und verscheuchte die modernden Dünste, welche sie seit ihrem Eintritt in die Waldregion hatten einathmen müssen.

Nachdem die Pferde, Esel und Maulthiere an eingeschlagene Pfähle festgebunden und mit Futter versehen worden waren, wurde den Dienern das Abendmahl gereicht, von dem auch Guruba, der jetzt munterer geworden war, seinen Antheil erhielt, und als die Sclaven das Feuer neu angefacht und einige Wächter durch das Loos gewählt hatten, denen sich einer der Soldaten freiwillig beigesellte, legte sich jeder, so gut er es vermochte, zur Ruhe. Guruba entschlief bald und fest.

Aber ein gellender Schrei hallte weithin durch die Waldung, daß alle Schläfer entsetzt auffuhren. „He, was ist das?" hörte man eine Stimme aus der Mitte der Kaufleute, die alle auf einem Haufen beisammen lagerten.

Allein plötzlich wurde die Stille der Nacht von einem furchtbaren Getümmel unterbrochen. Die Pferde und Maulthiere begannen wüthend zu schnauben und zu hauen, sprengten die Halftern, mit welchen sie angehängt waren, und rissen aus, indem sie über alles, was ihnen im Wege war, rasend dahinjagten. Die Menschen sprangen entsetzt auf; ein einziges Feuer loderte noch, die andern waren alle erloschen. So war es denn, welche Schrecken auch drohen mochten, zum Unheile aller überdieß unmöglich, zu sehen, da kein Mond leuchtete, und die Ungewißheit machte die Verwirrung und Gefahr doppelt groß. Alles sprang auf; Einer schrie, der Andere fluchte, Viele beteten; der Eine floh dahin, woher der Andere kam; Entsetzen, Irrsinnigkeit und verworrenes Geschrei und Durcheinanderrennen. Denkt man sich hiezu noch die Lebhaftigkeit und Hast der Morgenländer und die Schlaftrunkenheit, in welcher sich alle befanden, so läßt sich wohl die verzweifelte Lage der Gesellschaft bemessen.

Jetzt krachten plötzlich einige Schüsse und tolles Geschrei von der Sumpfseite her, wohin in der Verzweiflung des Augenblickes die meisten geflohen waren, verkündete, daß die Gefahr entdeckt und erkannt sei. Der Menschenknäuel, der sich dort zusammengeballt hatte, stob, wie vom Sturmwinde zerstreut, aus einander und Einzelne flohen mit dem Schreckensrufe: „Krokodile! Rettet Euch auf die Bäume!“ über den freien Raum. Guruba war gleich anfangs von einem mit ihm zusammenstoßenden Malayen über den Haufen geworfen worden. Noch äußerst ermüdet und mit kaum halber Besinnung saß er an der Erde und sah ängstlich in das Gewimmel hinein. Da rasselte plötzlich ein ungeheurer, wohl zwanzig Schuh langer Gavial mit Blitzesschnelligkeit an ihm vorüber, ergriff einen davonsprengenden Maulesel am Schenkel und hielt ihn trotz seines furchtbaren Sträubens fest. Augenblicklich war ein zweites Krokodil, nicht viel kleiner, als das erstere, bei der Hand, welches sich von vorne auf das geängstete Thier stürzte, dasselbe am Halse packte und zu Boden riß. Guruba stand erstarrt vor Schrecken still, es war ein Wunder, daß er der Gefahr, von den Gavialen selbst angefallen und zerfleischt zu werden, entging. Alles um ihn war leer; die, welche noch hatten zu fliehen vermocht, verbargen sich im nahen Walde, oder erkletterten die Bäume, wo sie vollkommen sicher waren.

„Fliehe, Guruba! ein dritter Gavial kommt gerade auf dich zu!“ rief eine Stimme von einem nahen Baume. Und wirklich erschallte das dumpfe grimmige Zusammenklappen der Kinnladen, mit welchem diese Bestien sich auf ihre erkorene Beute zu stürzen pflegen, schon ganz nahe, vernahm unser armer Freund bereits das Stampfen der plumpen Füße des Ungeheuers und den schürfenden Laut, wit welchem es seine Panzerlast über den Sand rollte. Es war ein entsetzlicher Moment. Tiefe Dunkelheit bedeckte den Platz; aber Guruba, dem zu einem Entschlusse nur der Zeitraum eines Gedankens blieb, wußte ja nicht, woher der angekündigte Feind

käme, als er ihn plötzlich, wie einen Pfeil, von der Waldseite auf sich losschießen sah. Der Himmel wachte über ihn; er sprang, als der Gavial kaum sechs Schritte mehr von ihm entfernt war, gewandt zur Seite und das Ungeheuer, dessen Bewegungen gerade aus zwar ungemein schnell und gewaltig, aber im Umwenden in Folge seines Baues sehr langsam sind, hatte sein Ziel verfehlt.

„Hüte dich vor seinem Schwanze!" rief die Stimme abermals. Der Gavial schlug mit seinem gelenkigen Schweife nach dem Knaben, aber er vermochte ihn nicht zu erreichen und in diesem Augenblicke näherten sich ihm die beiden andern Bestien, die beide wüthend am Leibe des von ihnen gefangenen Maulthieres zerrten. Kaum hatte das Krokodil dieses erblickt, so stürzte es sich mit weitgeöffnetem Rachen auf dasselbe, biß sich am Bauche fest, riß auf einen furchtbaren Zug die Unterleibshaut sammt allen Gedärmen weg und eilte, den gräulichen Fraß im Rachen würgend und schüttelnd, schnell dem Sumpfe zu. Die andern Gaviale kämpften indeß um die Reste des Maulesels, bis sie ihn nach ungeheurer Anstrengung entzweirissen und mit den Trümmern ihrem vorangeeilten schrecklichen Kampfgenossen folgten.

„Hierher, Guruba!" hatte während dieser Schreckensscene die Stimme zum dritten Male gerufen. Guruba stürzte zu dem Baume hin, von dem sie erschallt war und kletterte rasch an dem Stamme desselben empor. Es war die höchste Zeit, denn schon näherte sich ihm ein Gavial, der wieder aus dem Sumpfe hervorkam. Es war wahrscheinlich derselbe, welcher inzwischen die Eingeweide des Maulthieres verschlungen, aber die ihm auf dem Platze entwichene Beute, unsern Guruba, noch nicht vergessen hatte. Dieser war aber nun in Sicherheit.

Da inzwischen noch andere Krokodile sich zeigten, so erkannten die Reisenden erst den ganzen Umfang der Gefahr. Zwar wurden jetzt von den Soldaten wohlgezielte Schüsse nach den Bestien gerich-

tet; aber diese schienen von den Kugeln nichts zu leiden und das Feuergewehr eben so wenig, als dessen Knall, zu fürchten. Nach der Menge der sich auf der kleinen Ebene umherwälzenden Ungeheuer mußten ihrer mehr als zwanzig sein, obwohl die Finsterniß es nicht erlaubte, sie genau zu zählen. Die Reisenden riefen sich indessen von Baum zu Baume zu; man fragte, wer noch am Leben und unverwundet sei und erkannte nach und nach mit Entsetzen, daß zwei Sclaven und einer von den Soldaten fehlten. Mit großer Besorgniß wurde der Anbruch des Tages erwartet, welcher nicht mehr ferne sein konnte, und es gewährte unserem armen Freunde eine schauerliche Unterhaltung, die Gaviale, oft zu sechsen und achten auf einem Haufen, auf dem vollständig von ihnen eroberten Platze umherkriechen zu sehen und dem Rufen der Menschen, sobald sich da oder dort eine Stimme auf einem Baume erhob, lauschen zu hören.

Endlich dämmerte es und rasch verbreitete sich Licht in diesen schreckendrohenden Waldräumen. Die Krokodile nahmen kaum das Erscheinen der Tageshelle wahr, als sie sich rasch flüchteten und in die Tiefen des Bambussumpfes verbargen.

Man wagte es endlich bei Sonnenlicht, herabzusteigen und sich dem verlassenen Lagerplatze zu nähern. Die Maulthiere, Pferde und Esel aber kehrten meist, zitternd vor Furcht und Angst, von selbst zu den Menschen zurück, bei denen sie Schutz und Hilfe suchten, mit ihnen einer der Sclaven, der sich rasch auf ein Maulthier geschwungen hatte und so den Bestien entkommen war. Nach seinem Berichte war der ganze Haufen wie toll auf der Straße, welche man gestern bereiset hatte, davongejagt und es hatten sich alle Thiere etwa eine halbe Stunde von dem Orte bei ihm versammelt. Man durchsuchte nun die Waldung nach dem noch fehlenden Soldaten und den Sclaven; allein vergeblich; sie hatten ohne Zweifel ihren Tod im Rachen der Gaviale gefunden. Schnell wurde nun aufgepackt und die Reise unter Anführung des Makassaren weiter fortgesetzt. Dieser

antwortete auf alle ihm gemachten Vorwürfe durch gleichgiltige Gebehrden und die Worte: „Wäret Ihr zu rechter Zeit abgereist, so hättet Ihr an einem sichern Platz übernachten können;“ eine Bemerkung, gegen welche Niemand etwas Gegründetes einzuwenden vermochte.

Ein Esel hatte sich beim Davonrennen so blutig am Rücken verwundet, daß ihm keine Last mehr auferlegt werden konnte. Derselbe Kaufmann, der Guruba vom Baume aus zugerufen und ihn gewarnt hatte, schenkte ihm das verwundete Thier. Unser Freund legte dem Esel einige Heilmittel auf die Wunde und hatte nach einigen Tagen die Freude, ihn zum Reiten benutzen zu können, ein Vergnügen, das er nie in seinem Leben so hoch angeschlagen, als er es jetzt empfand. Denn obschon die folgenden Tage der Reise durch das Sumpfland ohne weiteres Abentheuer verflossen, so war die Anstrengung bei den starken Tagemärschen für Guruba, der solcher Strapazen nicht gewohnt war, fast unerträglich geworden.

VI.

Wenn in den ersten Tagen der Reise Guruba's Seelenleiden und der nagende Kummer über das gräßliche Ende seiner armen Eltern durch die aufregenden Scenen, welche ihn beständig umgaben, gemildert wurde, so traten diese Gefühle bei ruhiger Zeit wieder um so stärker hervor. Jetzt fühlte er sich sicher; die Furcht vor dem Tyrannen, der ihm Vater und Mutter gemordet hatte, war verschwunden; aber um so leidenschaftlicher gab sich der Knabe jetzt seinen Empfindungen hin.

Guruba weinte und befragt von seinen Reisegenossen, erzählte er ihnen sein trauriges Schicksal. Er wurde beklagt; er fand Theil-

nahme und dieses Mitgefühl äußerte sich auf mancherlei Weise und that ihm wohl. Aber sein Kummer wurde dadurch nicht gelindert.

Die Beschwerden der Reise wurden geringer, je mehr sich unsere Pilger den Gebirgen näherten. Die Sumpf- uud Waldregion war hinter ihrem Rücken und sie hatten Gegenden erreicht, welche schon ziemlich bewohnt waren. Schöngerundete Hügel wechselten mit angenehmen Thälern, in denen hie und da Dörfer ganz im Schatten riesenblättriger Bananen lagen, über welche sich die buschigen Häupter von Kokos-, Areka-, Sago- und Talibotpalmen erhoben. Ueberall standen die schöngipfeligen Mangostanbäume und tausend herrliche Fruchtstämme in voller Blüthe, da die Regenzeit vorüber war und Balsamdüfte wehten erquickend durch die frische Luft.

Am achten Reisetage erreichte die Karavane Tumbo-Lassi, ein Dorf am Fuße der Gebirge. Hier wohnt ein Beamter des Königs von Massin, der Calamba, der die Reisenden über ihre Absichten befragt und ohne dessen schriftliche Erlaubniß ihnen die Weiterreise in das Innere nicht gestattet wird. Ehe die Kaufleute nach Tumbo-Lassi gingen, schieden ihre bewaffneten Begleiter von ihnen, denen der Eintritt in das Dorf streng untersagt ist, da sie die Oberherrschaft des Königs von Massin nicht anerkennen. Borneo wird nämlich in seinen verschiedenen Theilen von vielen Königen — eigentlich Sultane genannt, da sie meist Mohamedaner sind — beherrscht, die meist einander aus Neid und Eifersucht feindlich gegenüber stehen. Es ist sogar oft verheerender Krieg im Innern; allein die Gründe, über welche solche blutige Zwistigkeiten entstehen und die Entscheidungen, welche durch die Waffen der Eingebornen herbeigeführt werden, bleiben der übrigen Welt vollkommen unbekannt.

Beim Eintritte in das Dorf wurden die Reisenden von Bewaffneten empfangen und zum Calamba geführt. Man untersuchte da ihr

Gepäck und erhob von Jedem nach Maßgabe des Werthes, den man seinen Waaren beilegte, einen ziemlich ansehnlichen Zoll. Doch möchte dieser noch größer gewesen sein, wenn unsere Reisenden nicht die kluge Vorsicht gebraucht hätten, den Calamba reich zu beschenken. Dafür legte dieser ihrer Pilgerfahrt auch kein weiteres Hinderniß in den Weg und gab ihnen schriftliche Vorweise zur Weiterreise in das Innere, worin die Anzahl der Diener, welche sie bei sich führten, für Jeden besonders bezeichnet war. Als solcher war aber auch unser Guruba mit aufgeführt.

Der Handel begann schon an diesem Orte, weshalb der Aufenthalt daselbst beinahe drei Tage wegnahm. Bei ihrer Abreise erhielten unsere Reisenden vom Calamba die Warnung, sich vor Räubern zu hüten, welche die Straßen durch das Gebirge unsicher machten.

Es war Mittag, als die Karavane aus dem Orte kam. Gleich hinter den letzten Häusern ging der Weg durch eine lichte Waldung bergan und als die Pilger die Höhe erklommen hatten, bot sich ihnen der prachtvolle Anblick der Gebirge von Massin dar. Diese sind nicht eine einzelne Kette, wie sie sich vom Meeresufer aus darstellen, wo sie in so großer Ferne wie eine tiefblaue zackige Mauer aussehen, sondern Züge jäher Berge, die von Norden aus nach Süden mit tiefeingeschnittenen Thälern vortreten und mehr nördlich noch bei weitem höher zu werden scheinen. Dabei sind sie bis zum Gipfel vollkommen bewaldet, obgleich einzelne Berge wohl mehr als zehn- und zwölftausend Fuß hoch sein mögen. Aber wer hat diese geheimnißvollen Erdbuckel gemessen?

Die ungeheuern Wälder, womit diese Höhen geschmückt sind, enthalten nun die trefflichen Schätze, welche den werthvollsten Theil des Handels von Borneo bilden. Hier wächst der Kampferbaum, der Balsam-, Adlerholz-, Ebenholzbaum; hier finden sich die trefflichsten

Gewürze wild, z. B. Pfeffer, Ingwer, Cardamomen, Zimmt, Muskate und Nelken. Hier bereitet der Eingeborne aus dem klebrigen Saft des Guttabaumes das zähe Wesen, welches in Europa unter dem Namen „Gutta-Percha" eine so große Rolle zu spielen beginnt und dessen Werth und Nutzen unermeßlich wird, je mehr es in Gebrauch kommt. Aus diesen Wäldern bringt man Elephantenzähne von 120 bis 150 Pfund Gewicht, Rhinozeroshörner, welche zu kostbaren Trinkgeschirren für die indischen Großen verarbeitet werden. Hier allein finden sich jene trefflichen Eisenminen, aus deren Erz die kostbaren Säbelklingen hervorgehen, von denen eine in Indien oft mit 60 bis 80 Louisdor bezahlt wird. Alle Flüsse führen Gold, und zwar das allerschönste und reinste von der feurigsten Farbe, unter dem Namen „Gold von Borneo" von den indischen Juwelieren eifrig gesucht; Zinnbergwerke liefern röthliches Zinn, das in Europa ganz unbekannt ist, treffliches Kupfer; und die Geschiebe der Gebirge bergen hie und da die kostbarsten Diamanten, welche die brasilianischen an Werth doppelt übertreffen. Nichts kommt überdieß der üppigen Fruchtbarkeit der Thäler gleich. Der Reis, welcher hier gebaut wird, ist so fein, daß er wie Glas durchsichtig ist und deshalb äußerst nahrhaft. Außerdem gibt es hier eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der schönsten und seltensten, aber auch der gewaltigsten und reißendsten Thiere.

Unsere Wallfahrer hielten sich kurze Zeit ruhend auf der luftigen Höhe auf, um sich von ihren Anstrengungen zu erholen. Sie hatten alle unaussprechlich von der furchtbaren Hitze gelitten und der erfrischende balsamische Luftzug, der von den Gebirgen herüber wehte, erquickte ihre ermatteten Glieder. Dann zogen sie hinab und ein hochstämmiger, von mannigfachen Bächen durchrauschter Wald nahm sie in seine kühlen dichten Schatten auf.

Die Straße war ziemlich belebt; es zogen Viele an ihnen vorüber, Viele mit ihnen; einige Berittene schlossen sich ihrer Karavane

an und so gelangten sie des Abends zu einer Pagode, nächst welcher ein großer, gemauerter, wasserreicher Tank (Teich) ihren lechzenden Thieren Erfrischung, und einige Hütten ihnen Unterkunft und Nahrung gewährten.

Hier sah Guruba das erste Mal in seinem Leben den indischen Götzendienst. Die Ureinwohner von Borneo sind nämlich zumeist Bramadiener, viele auch Buddhisten; der Islam ist nicht über den Küstenrand hinausgedrungen. Die Bewohner der Ortschaft waren kräftige tiefbraun gefärbte Menschen, die gerne gaben, was sie hatten, sonst aber scheu die nähere Berührung mit den Fremden mieden. Ihr Aussehen verrieth in gleichem Maße Muth, Gutmüthigkeit und Wohlhabenheit; wenigstens bemerkte man nirgends Bettler. Zum Nachtlager wurde den Reisenden ein großes, scheunenartiges Gebäude, eine Art Karavanserai, angewiesen, in welchem Raum genug für die zehnfache Anzahl gewesen wäre. Sie gruppirten sich hier nach Belieben, und jede Parthei wählte sich einen Ort, wo sie die Ruhe finden konnte, welche sie suchte.

Bei dem Handel, der vor Einbruch der Dunkelheit mit den Eingebornen gepflogen worden war, hatte einer der Fremden, welche sich des Nachmittags dem Zuge unserer Reisenden angeschlossen hatten, die eröffneten Ladungen der Lastthiere mit so auffallender Gier besichtigt, daß Guruba, der ihn zufällig ins Auge faßte, darüber erschrak. Der Fremde bot in seinem Aeußern nichts dar, was besonderes Mißtrauen gegen ihn einflößte; aber dennoch erschrak er, als er die lauernden Blicke bemerkte, welche Guruba auf ihn warf und zog sich scheu zurück. Guruba sah ihn erst wieder am folgenden Tage, als die Karavane einen Fluß erreichte, der auf einer Furth durchmessen werden mußte und wo man ihn, der schon sehr früh abgereist war, erst einholte. Hier war er besonders thätig, den Sclaven beim Uebersetzen mit den störrigen Maulthieren Beistand zu leisten. Guruba

hatte sein gegen ihn gefaßtes Mißtrauen vergessen und bat ihm jetzt, da er sich so thätig zum Fortkommen zeigte, dasselbe im Stillen ab. Wir werden sehen, ob und in wie weit seine gestrigen Besorgnisse begründet waren?

Nach kurzem Aufenthalt hatte sich die Karavane wieder geordnet und setzte ihren Marsch im Walde weiter fort. Auffallender Weise entfernte sich der Fremde plötzlich auf einem Seitenwege und zwar so unbemerkt, daß man sein Verschwinden erst nach Zurücklegung einer guten Strecke gewahr wurde. Da der unbedeutende Vorfall nur wenige Aufmerksamkeit erregte, so wurde der Zug bis zu einem tiefen Thale fortgesetzt, wo ein Bach, in welchem mehrere schlanke, frisch abgehauene Bäume lagen, plötzlich der Weiterreise ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg legte.

Die Sclaven wurden hinabgesendet, um die Bäume aus dem Wege zu räumen, was bald geschehen gewesen wäre, wenn sich nicht zu beiden Seiten der Straße plötzlich einige Makassaren gezeigt hätten, die unter dem Vorwande, das Wasser des Baches zum Fischen stemmen zu wollen, den Sclaven verboten, die Bäume zu beseitigen. Hierüber entstand ein Wortwechsel, in den sich alsbald die Reisenden mengten. Es gab nun großes Geschrei, in welches sich schnell Drohungen mischten, und ehe es sich Guruba versah, war seine Reisegesellschaft von einer ganzen Rotte Makassaren umringt, die bewaffnet auf sie eindrangen. Man setzte sich entschlossen zur Wehre, und es begann sogleich ein grimmiges Gefecht, in welchem die Mehrzahl der Reisenden zur Flucht gezwungen wurde. Einige waren verwundet gestürzt und Guruba, der, seinen Esel nachziehend, den Fliehenden folgen wollte, erhielt einen Säbelhieb über den Kopf, der ihn betäubt zu Boden stürzte. Er fiel rückwärts in den Bach; doch war das Wasser desselben nicht tief genug, über sein Gesicht zu strömen und diente vielmehr nur dazu, ihn durch seine Kühle rasch wieder zur Besinnung zu bringen.

Was während dieser Zeit vorgegangen war, wußte er nicht; von seinen Reisegenossen bemerkte er Keinen mehr; aber ein neben ihm liegender Sclave hatte einen blutigen Hieb in den Hals und schien todt zu sein. Die Makassaren beschäftigten sich theils damit, die erbeuteten beladenen Maulthiere zusammenzukoppeln und mit ihnen in den Wald zurückzukehren, theils schwärmten sie unter heftigen Geberden auf dem Platze herum. Ein glücklicher Einfall ließ unsern Freund sich todt stellen. Er schloß die Augen wieder, ehe einer der Räuber etwas von dieser verrätherischen Bewegung seines Gesichtes gewahr wurde. Zwei Makassaren näherten sich ihm, hoben ihn auf, sahen die blutende Kopfwunde, warfen ihn, da sie nach oberflächlicher Betastung seiner ärmlichen Kleider weiter nichts Werthvolles bei ihm fanden, wieder hin, und gingen davon.

Guruba beschloß, seine Verstellung fortzusetzen, bis es vollkommen ruhig geworden wäre. Nach langem geduldigen Harren stand er auf. Seine Wunde schmerzte ihn sehr; aber sie schien weder groß, noch gefährlich; auch hatte er nicht viel Blut verloren. Er verband sie, so gut er konnte, mit einem Tuche, kletterte dann über die noch im Bache liegenden Stämme und besichtigte den Platz. Zwei Leichen lagen weggeschleppt im Gebüsche, die eines Sclaven und eines Kaufmanns; die übrigen mußten den Räubern glücklich entkommen sein. Guruba sah aber keinen Menschen mehr und da die Nacht nahe war, so floh er entsetzt bergaufwärts weiter, um entweder an einen von Menschen bewohnten Ort zu kommen, oder ein sicheres Versteck im Walde zu suchen, wo er die Nacht zubringen könnte. Zum Unglücke wählte er von den verschiedenen schmalen Wegen, welche sich ihm darboten, den verkehrtesten und als die Dunkelheit ihn zwang, stille zu stehen, sah er sich allein mitten in einer Waldung, wie er eine ähnliche bisher noch nie erblickt hatte.

VII.

Drei Dinge gibt es auf der Erde, bei deren Anblick der Mensch das Winzige seines Wesens vollkommen erkennt und vor deren Ungeheure er staunend sich beuget: Die offenbare See im Sturme, große Gebirge und den tropischen Urwald. Unser Freund Guruba hatte, wie wir am Schlusse des vorigen Capitels gehört haben, zur kurzen Dämmerungszeit sich in den Forst verirrt und stand versunken in ein Gefühl still, welches wir nicht anders zu bezeichnen vermögen, als eine in Staunen vergessene und untergegangene Furcht.

Es ist unendlich schwer, die Scene zu beschreiben, welche sich seinen Blicken darbot, da der ungeheure Wald allein die Eindrücke nicht bestimmte. Der Boden war an dem Orte gebirgig, wo Guruba anhalten mußte. Um ihn, blickauf- und abwärts, wohin er sein irrendes Auge rasch gleiten ließ, bemerkte er Bäume, aber ungeheure, rießenmäßige. Sie standen dicht beisammen und der Erdboden war ohne Unterholz; ihre majestätischen schöngerundeten, oft 8 bis 10 Fuß dicken Stämme waren mit Flechten und mancherlei Schling- und Schmarotzerpflanzen bedeckt, so daß man kaum die knorrige Rinde sehen, und selbst, wo dieses sein konnte, nicht von dem Gewirre der darauf haftenden Fremdlinge zu unterscheiden vermochte. Eben so schwierig wäre es oft gewesen, zu bestimmen, welches die Blätter des Baumes, oder der sich von seinem Fette mästenden Parasiten wären, da oft von einem Zweige zehn- bis zwölferlei verschiedene Blattformen herabhingen. Zwischen diese mischten sich allerlei Blüthen von theilweise betäubend starkem Duft und den brennendsten Farben. Eben so unendlich verschieden waren sie aber an Größe, Form und Zahl, wie an Schmelz und bildeten oft die zierlichsten Festons, die theils um die Stämme, theils in langen Reihen von einem zum andern sich hin schwangen. Einige dieser Bäume zeichneten sich durch dicke, niedere Stämme aus; andere erhoben sich, jene bedeckend und weit

überragend zum frohen Sonnenlicht und von vielen Palmenarten sah Guruba gar nur den oft mit gräulichen, fußlangen, und verhältnißmäßig dicken, Stacheln gepanzerten Stamm, während ihre luftige Krone hoch über den niedern Wipfeln und durch deren dichtes Blätterdach dem suchenden Blicke entzogen, sich frei im Abendwinde wiegte. Weiter abwärts war ein Windbruch; da lagen diese riesenmäßigen Waldbäume geknickt und gestürzt über einander, modernd und faulend in der ungeheuern Feuchtigkeit. Vielleicht stand schon in Kurzem hier ein junger Schlag, der auf den Trümmern seiner verwesenden Vorfahren um so üppiger grünte. Nicht minder lebhaft zeigte sich hier die Welt der Thiere. Antelopen huschten vorsichtig aus den Waldtiefen; Affen und Papageien wiegten sich auf den Aesten, pfeifend und schmatzend beim seltenen Anblick eines Menschen und Guruba neugierig verfolgend; tausend Vögel und Insekten schwirrten herum und am feuchten Moderboden krochen die ungeschlachten Gestalten der Lurche nahrungsuchend einher.

Allein das Staunen wich rasch der Furcht, als Guruba, durch die schmalen Oeffnungen der Stämme sich hinwindend, vor einer Schlucht still stehen mußte und, da hinabschauend, plötzlich eine Boa erblickte, deren große Rückenschilder, wie sie da zusammengeringelt lag, im Widerscheine des Abendhimmels wie glühendes Eisen glänzten. Von ungeheurem Entsetzen erfaßt und in der Furcht, die wohl dreißig Fuß lange Riesenschlange wäre seiner gewahr worden und rolle ihre ungeheuren Spirale schon zu seiner Verfolgung auf, stürzte er wieder rückwärts, um zu fliehen. So eilte er sinnlos mehrere hundert Schritte weit, oft schmerzhaft an die Stämme oder wider deren, gleich Strebepfeilern aufschießenden, Wurzelabsätze prallend, bis ihn endlich ein in seiner Nähe erschallendes furchtbares Geheul und die tiefste Dunkelheit zum Anhalten zwang. Er wählte einen Moment und kletterte dann in Todesangst auf einen neben ihm aufstrebenden Baum, in dessen Aesten er sich für sicherer hielt, als an der Erde.

Wohl kannte er die Bestie, welche seine Spur gefunden hatte, an ihrer Stimme. Es war ein Tiger, zwar noch ein junges Thier, aber darum um so wilder und gefährlicher, da diese die Bäume besteigen und hier ihren Raub mit der Gewandheit der gelenkigsten Katze verfolgen. Schon hörte der Unglückliche das Knarren und Krachen der Aeste, wie die gewandte gierige Bestie, ihren nahen Raub witternd, von einem zum andern sich schwang; verzweifelnd klammerte er sich, den Kris zur Wehre ziehend, an den Stamm, stier in die Finsterniß schauend, als plötzlich ein jämmerliches Geschrei, das in lautes Gebrüll sich mischte, ihm zeigte, daß er nicht mehr das Ziel der Gierde des Raubthieres sei. Ein armer Affe wurde von diesem zerrissen und gefressen. Doch war es bereits stundenlang still in seiner Nähe und nur aus der Ferne drang das grause dröhnende Gebrüll umherschweifender Tiger heran, ehe Guruba vollkommen an seine Rettung glaubte. Ermüdet und erschöpft von den Schmerzen seiner Wunde, dem Blutverluste und der Aufregung des letzten Tages wagte er es endlich, sich dem Schlummer zu überlassen, nachdem er sich aus Vorsicht am Aste mit seinem Gürtel festgebunden hatte.

Die Nacht war endlich vergangen, und ermüdeter, als er den Baum erklettert, stieg Guruba von demselben herab. Hunger und Durst quälten ihn gleich heftig. Zwar fand er nach kurzem Suchen eine Quelle; aber obschon sich ihm überall Früchte und Beeren in Menge an den Bäumen darboten, so wagte er, aus Furcht, sich selbst zu vergiften, doch nichts davon zu genießen. Mühsam suchte er nun nach dem verlornen Wege; die Sonne zur Richtschnur nehmend, hatte er endlich das Glück, einen betretenen Pfad zu finden, welcher weiter aufwärts hinlief. Diesem folgte Guruba mehrere Stunden lang, als er plötzlich unterhalb eines Baumes Feuer brennen sah, über dem ein kupferner Kessel hing. Ein Weib war hier mit Kochen beschäftigt; mehrere Kinder spielten um sie und in der Nähe bemerkte Guruba bewaffnete Männer, die auf eingenäßten Tüchern etwas Klebriges,

das über dem Feuer schmorte, vermittelst Hölzern zu langen Streifen strichen. Der Geruch dieser Materie drang heran zu unserem armen, dem Hungertode nahen Freunde; er erkannte ihn augenblicklich; es war Gutta-Percha und die Leute bildeten eine Gesellschaft von Gutta-Perchasammlern. Noch war Guruba im Zweifel, ob er sich ihnen nähern sollte, als ihn auch mehrere, aus dem Walde plötzlich hervortretende, Männer schon umringten und da sie seiner Jugend und des kläglichen Zustandes gewahr wurden, in welchem er sich befand, mitleidig anredeten.

Der Himmel hatte Guruba hier arme, aber ehrliche und gute Menschen finden lassen, die nicht lange forschten, sondern ihn vor allem reichlich mit Speise versorgten, seine eiternde Wunde wuschen und verbanden und ihm dann unter einem Zelte ein weiches Lager bereiteten, wo unser armer Freund bald in einen tiefen und erquickenden Schlummer verfiel. Erst am folgenden Tage erschien er erfrischt und neu gestärkt bei den barmherzigen Samaritern und erfreute dieselben mit einer ausführlichen Erzählung seiner traurigen Schicksale. Die ganze Gesellschaft saß um ihn herum und vergoß Thränen des Mitleids bei der Schilderung des elenden Endes, welches Guruba's Eltern genommen hatten. Nicht minder wurde sein Schicksal beklagt und er endlich eingeladen, bei ihnen zu bleiben, ihre Arbeit und ihre einfachen Freuden mit ihnen zu theilen und später nach dem Dorfe, aus welchem sie gekommen waren, mit ihnen zurückzukehren.

Guruba nahm dieses Anerbieten mit herzlichem Danke auf und theils, um seinen neuen Freunden zu zeigen, wie gern er sich ihnen nützlich erweisen möchte, theils auch aus Neugierde, schloß er sich sogleich einer Abtheilung von Männern an, welche fortgingen, um das erwähnte Harz zu sammeln. Der Marsch ging quer hin durch die Waldung, bis man endlich einen Theil derselben erreichte, welcher Guttabäume in sehr großer Menge enthielt. Guruba erkannte sie

schon durch den eigenthümlichen Geruch, mehr aber noch durch zahlreiche Lappen des bräunlichen Harzes, welches, aus den Spalten der Rinde gequollen, am Stamme herabgeflossen und erhärtet war und nun Lappen von den mannigfaltigsten Formen bildete. Der Baum erreicht eine bedeutende Größe und ist einer der ansehnlichsten in der Waldung. Sein Laub ist lappig, groß und tiefgrün; es hat etwas fettiges und lederartiges; die Rinde des schöngerundeten, oft bis zur Höhe von sechzig Fuß astlosen, Stammes ist glatt und grauweiß, fast wie die des Birkenbaumes, nur daß sie sich nicht abschilft. Blüthen und Früchte bemerkte Guruba nicht; wenigstens schienen die Bäume in dieser Jahreszeit keine zu tragen; desto üppiger belaubt waren ihre Kronen.

Die Harzsammler hatten schon vordem Einschnitte in die Bäume gemacht, um den kostbaren Saft zu bekommen, und er war überall dick und reichlich hervorgequollen. Er erhärtet an der Luft sehr langsam, da die Wärme zu groß ist. Man schneidet aber auch die verhärteten Lappen von den Bäumen, wiewohl mit sehr großer Mühe, da das ungemein zähe Harz selbst dem schärfsten Messer stark widersteht. Der frischhervorgequollene Saft gleicht dem dicksten Milchrahm und wird erst nach und nach gelb. Damit er sich nirgends festsetzen möge, müssen die hölzernen Mulden und Schüsseln, in denen er gesammelt wird, stets naß gehalten werden. So mischt sich Wasser in den dünnen Saft und daher rührt denn auch seine poröse Gestalt, in der wir ihn zu sehen bekommen, da natürlich das eingedrungene Wasser bald verdunstet, aber kleine runde Oeffnungen zurückläßt.

Während ein Theil der Männer Gutta-Percha sammelte, bohrte und schnitt der andere frische Bäume an und zwar nie höher, als bis auf 8 Fuß über der Wurzel, da hier die Stämme am saftreichsten sind. Die Weiber und Kinder sortirten die eingebrachte Gutta-Percha, schmolzen sie mit zugegossenem Wasser in den Kesseln und strichen sie

zu langen Riemen auf, die sie dann an der Luft abkühlen und abhärten ließen. Das zubereitete Harz wurde in Bastmatten verpackt und unter den Bäumen aufgeschichtet, woselbst man schon ansehnliche Vorräthe sehen konnte. Die ersten Wochen nach der Regenzeit bieten die beste Gelegenheit zum Sammeln des elastischen Harzes dar, weil die Bäume da frisch in Saft schießen. Später, wenn die Hitze der Sonne selbst bis in die Tiefen der Wälder eindringt und sie austrocknet, fließt der Saft fast gar nicht mehr und man muß die Bäume fällen, um ihn zu erhalten, ein Mittel, welches selbst die barbarische Regierung dieses Landes streng verbietet, weil dadurch die ganze Gattung dieser nützlichen Gewächse schnell ausgerottet werden würde. Allerdings bietet Borneo ungeheuere Wälder von Guttabäumen dar; allein die Nachfrage vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Die englische Regierung hat Versuche gemacht, die Guttabäume im Sunderbund (den Inseln der Gangesmündungen) anzupflanzen. Sie gedeihen dort trefflich, aber es wird noch manches Jahr vergehen, ehe sie so groß sind, daß sie zum Harzsammeln taugen.

Neben dem Guttasammeln beschäftigten sich die Makassaren, bei denen sich Guruba jetzt befand, auch mit der Jagd und der Giftbereitung aus dem Upasbaume. Dieses giftige Gewächs findet sich überall in den Waldungen von Sumatra, Java und Borneo. Es ist ein dickstämmiger, aber niedriger und übelaussehender Baum. Was man von der giftigen Atmosphäre berichtet hat, welche er um sich verbreiten soll, ist eine lächerliche Fabel; wohl aber dürfte es sehr gefährlich sein, etwas von seinem Safte in eine blutende Wunde zu bringen. Die Makassaren gewannen den Saft des Upas durch Einschnitte in seine Rinde; er quillt dickbraun und spärlich hervor und wird mit dem Safte einer giftigen Schlingflanze, Tieute (strichnos-tieute), zusammen gekocht. Sie thun etwas Zucker daran, um die Materie klebriger zu machen. Der Saft wird dann in kleine beinerne Büchschen gestrichen und so verkauft. Man bestreicht die Spitzen der

kleinen Pfeile damit, welche die Makassaren auf der Jagd aus ihren Blaserohren schießen. Ein damit getroffener Affe oder Vogel stirbt, bis man kaum zehn zählt. Aber auch die Krisse werden mit diesem Gifte bestrichen; eben so die Spitzen der Lanzen und Schwerter. Eine kleine damit verursachte Wunde, welche sonst kaum der Beachtung werth wäre, wird dadurch unbedingt tödtlich.

Das Fleisch der mit Upasgift getödteten Thiere ist durchaus nicht schädlich, ja es soll sogar besonders wohlschmeckend sein. Das Gift schadet also nur, wenn es sich dem Blute mittheilt, aber verschluckt soll es keine Wirkung hervorbringen.

Guruba hatte bald Gelegenheit, sich von der raschen Wirkung des Upasgiftes zu überzeugen. Seine neuen Genossen, einige Knaben, oder eigentlich junge Männer, (denn in Borneo sind 16jährige Bursche schon ganz erwachsen) luden ihn ein, sie auf die Affenjagd zu begleiten, was ihm eben so viel Vergnügen als Unterhaltung gewähren würde. Guruba war dazu sogleich bereit. Die jungen Leute verließen, mit Pfeilen, Speeren, Schwertern, Krissen und den großen acht Fuß langen Blaserohren versehen, die Niederlassung und streiften bergaufwärts durch den Wald. Borneos Wälder sind sehr reich an den mannigfaltigsten Affenarten, vom Orang-Outang an bis herab zu den kleinsten Makis, den niedlichsten Thierchen, welche sich nur denken lassen und kaum so groß sind, wie ein Eichhörnchen, überdieß noch ungeschwänzt. Am zahlreichsten finden sich hier die röthlichen Brüllaffen, große, häßliche, böse Thiere, welche den Menschen nicht scheuen, sondern die Wanderer pfeifend von Baum zu Baum längs ihres Weges verfolgen, Früchte, Steine, ja ihren eignen Koth, neckend nach ihnen werfen und nur vor Bewaffneten fliehen. Man findet sie in Schaaren von zwei bis drei hundert beisammen. In so starker Anzahl schleichen sie sich in die reifenden Obstgärten und in zeitige Reisfelder. Wehe dem armen Landmann, der einen solchen

nächtlichen Besuch erhält! Eine so starke diebische Gesellschaft leert in einer Nacht alles ab und was sie nicht verzehren und fortbringen kann, das wird boshaft verdorben. Darum werden aber auch diese Affen eifrig verfolgt; man isset ihr Fleisch trotz des widerlichen Aussehens — das entbalgte Thier gleicht aufs Haar einer abgezogenen Katze — und vergilt ihnen so Gleiches mit Gleichem. Nur ist es schwer und gefährlich, ihnen in die Dickichte ihrer Schlupfwinkel zu folgen, da dort außer den Affen noch ganz andere Gegner zu bekämpfen sind, wie Riesenschlangen, Gaviale und Tiger.

Wir wollen nun den Jägern folgen und sie bei ihrem blutigen Geschäfte belauschen. Ihre Art zu jagen war unendlich verschieden von der in Europa gewöhnlichen. Hier gab es keine Treiber, welche das Wild dem Jäger zujagten, und keine Hunde; es krachte kein Feuergewehr. Die Jäger schlichen, sobald sie den Spektakel einer Affenhorde hörten, gebückt von Gebüsch zu Dickicht und umgekehrt weiter, sorgfältig bemüht, sich zu verbergen, da es ihnen gar nicht um einen Kampf mit den Affen zu thun war. Denn sobald diese einen Menschen erblickt hätten, so würden sie auch das Werfen begonnen haben. Endlich erblickten sie die Affen; viele von diesen — namentlich die Affenmütter — saßen auf den Aesten der Bäume und hätschelten mit aller Zärtlichkeit ihre mißgestalteten Jungen; die halbgewachsenen trieben sich unter tausend Possen und Schäckereien oben in dem Gezweige herum; die Männchen waren meist am Boden, hüpften da umher, rauften sich um jede Kleinigkeit, naschten und fraßen alles, was ihnen behagte, benäselten jeden Gegenstand, der ihnen auffiel, und trieben tausend nichtsnutzige Streiche.

Die Jäger postirten sich nun in dem Dickicht auf solche Weise, daß sie den Affen möglichst nahe waren und doch auch nicht so ferne von einander, um sich nicht im Nothfalle Beistand leisten zu können, eine Vorsicht, welche, den starken und muthigen Thieren gegenüber, im Falle der unausbleiblichen Entdeckung sehr nothwendig war. Denn

es gehört keineswegs zu den Seltenheiten, daß einzelne Jäger von den Affen angegriffen, todtgewürgt und zerrissen worden sind. Sobald Jeder seinen Platz ausfindig gemacht hatte, ertönte der Ruf eines Kakadu, eines Vogels, der den Affen sehr wohlbekannt war und dessen Stimme nur ein vorübergehendes Stutzen bei einigen hervorbrachte, während die Masse der übrigen gar nicht darauf zu achten schien. Dieses war das Zeichen, das die Jäger unter sich ausgemacht hatten, und welches den Beginn der Jagd bestimmte. Es war nun weitere Regel, daß Keiner eher schießen sollte, als bis die Wirkung des vor ihm versendeten Pfeiles unzweifelhaft wäre. Dadurch erreichte man große Pausen und verscheuchte die Affen möglichst lange nicht.

Guruba wartete sehr neugierig auf den ersten Schuß. Nicht sehr weit von ihm trieben sich ein paar große Affen spielend herum und er fürchtete bereits, die Thiere möchten sich dem Gebüsche nähern, in welchem er versteckt war, und ihn entdecken, eine ihm keineswegs erwünschte Sache, als er plötzlich einen der Affen sechs Fuß hoch springen, mit gellendem Geschrei zur Erde fallen und sich mit den Händen die verwundete Seite halten sah, wo ihn ein kleiner Pfeil getroffen hatte. Die Scene, welche nun folgte, bedürfte einer gewandteren Feder, als die unsrige. In einem Moment — Ihr könnt es nicht so schnell lesen, als es geschah — waren mehr als hundert Affen um den Verwundeten versammelt, ihn mit dummer Neugierde betrachtend, während der arme dem Tode verfallene Affe die possierlichsten Gebehrden schnitt und alle Mittel seines biegsamen Organes erschöpfte, um seine Gefährten mit seinen Leiden bekannt zu machen. Guruba bewunderte den Scharfsinn des Thieres, das den Pfeil zog, wüthend zerbiß und die grimmigsten verzweifeltsten Gebehrden sehen ließ. Allein plötzlich schienen alle seine Glieder steif zu werden; er zitterte, warf sich einige Mal krampfhaft zuckend an der Erde herum und war gestorben.

Die in einem engen Kreise um ihn sitzenden Affen erhoben bei diesem Anblick ein gellendes Klagegeschrei und untersuchten das getödtete Thier mit einer Aufmerksamkeit, welche fast menschliche Verstandeskräfte anzeigte. Da sie aber keine Wunde und kein Blut fanden, so hielten sie wahrscheinlich die Ursache, welche den Tod ihres Gefährten herbeigeführt hatte, für eine ganz natürliche und schienen ihre Bemerkungen darüber durch unendlich verschiedene äußerst possierliche Gebehrden auszutauschen, als plötzlich sich eines der zahlreichen, auf den Aesten der nahen Bäume sitzenden Affenweibchen, welche von diesem sicheren Standorte aus den Auftritt mit ansahen, einen hellen Schrei ausstieß und dann in klägliches Wimmern ausbrach. Ein neuer Schrecken erfaßte nun die ganze Affengesellschaft; sie verließ den Todten und stürzte sich mit unglaublicher Gewandtheit auf die Bäume, um das noch immer wimmernde Weibchen zu betrachten. Dieses bot einen jämmerlichen Anblick dar, es zeigte die größte Todesfurcht und klammerte sich krampfhaft mit den Händchen der Arme und Beine an den Ast. Allein das furchtbare Gift wirkte zu heftig; der Tod löste die ersterbende Kraft bald völlig und eine zweite kleine Leiche stürzte zur Erde.

Ein abermaliges Schreckensgeschrei erfüllte die Luft und widerhallte laut in den Wipfeln. Da pfiff ein dritter Pfeil herauf, fehlte aber und blieb zitternd in dem Aste neben der Pfote eines Affen sitzen. Dem scharfsinnigen Thiere entging der kleine befiederte Todesbote nicht; er schrie erbost, haschte darnach und hielt ihn unter gellendem Geheul den andern Affen als den gefährlichen Gegenstand hin, der ihre armen Genossen verwundet und getödtet hatte. Keine Feder vermag nun die Verwirrung zu beschreiben, welche entstand. Alles eilte heran, drängte sich in einen dichten Haufen auf die Aeste des Baumes, welche unter der vereinigten Last der zahlreichen, äußerst lebhaften Thiere zu brechen drohten, und Jeder bemühte sich, den kleinen gefährlichen Bolzen zu sehen. Als sie ihre Neugierde entweder

befriedigt hatten, oder der Zorn dieselbe überwog, wurde der Pfeil gerupft und dann unter wüthendem Pfeifen und Zähnefletschen von demjenigen, der ihn seiner Meinung nach gefangen hatte, zerbissen und weggeworfen.

„Kakadu! Kakadu! Kakadu!“ widerhallte es im Walde, ein Zeichen, daß alle zugleich schießen möchten. Die dichtgedrängte Masse der Affen bot den Schützen eine eben so sichere als treffliche Zielscheibe dar und ein ohrenzerreißendes Geschrei verrieth, daß, wenn nicht alle, doch bei weitem die größte Anzahl der versendeten Pfeile getroffen hatte. Mit Wuth und den heftigsten Gebehrden des Schreckens fuhr der Haufen aus einander und in einem Moment saßen nur noch die armen Getroffenen auf dem Baume, zitternd, pfeifend, schmatzend, zähnefletschend. Sehr deutlich bemerkte man denjenigen, der den Pfeil ergriffen und zerstört hatte und jetzt doch getroffen war, wie er den Pfeil, der in seinem Wanste stack, rasch auszog und mit unaussprechlicher Verwunderung betrachtete. Allein dieses Mal nahm die Sache eine andere Wendung; der Affe warf den Pfeil mit unverkennbaren Zeichen des äußersten Entsetzens weg, zitterte, borstete sich auf und stürzte dann, wie ein reifer Apfel, vom Baume todt zur Erde; ihm folgten bald auf demselben Wege noch sechse, die getroffen worden waren.

Wahrscheinlich würden die jungen Makassaren, durch den bisherigen glücklichen Erfolg ihrer Jagd ermuntert, ihr grausames Zerstörungswerk noch sehr lange fortgesetzt und noch gar manchen armen Waldbewohner zum Tode befördert haben, wenn nicht die gescheidten Thiere Unrath gewittert, plötzlich ein gellendes Geschrei erhoben und mit erstaunlicher Geschwindigkeit sich in das Innere des Waldes zurückgezogen hätten. In einem Augenblicke war der Wald leer bis auf die neun getödteten Thiere, welche unter den Bäumen an der Erde lagen. Ob nun die Affen ihre gefährlichen Feinde entdeckt oder

sich blos in Folge ihres Instinktes, der sie die Gefahr fliehen lehrt, entfernt hatten, lassen wir dahin gestellt. Genug, es zeigte sich keiner mehr.

Die Makassaren traten nun jubelnd aus ihren Verstecken hervor, beluden sich mit den getödteten Thieren und kehrten rasch nach der Niederlassung zurück, wo die Beute, welche sie mitbrachten, einen lauten Jubel erregte.

Guruba hatte während seines Aufenthaltes bei den Gutta-Perchasammlern noch oft Gelegenheit, dieser Art Jagd beizuwohnen. Auf dieselbe Weise, wie die Affen, erlegten die Makassaren auch die prächtigen Waldvögel, namentlich die Pfauen, welche wild in den Waldungen Ostindiens und Borneos leben, den herrlich befiederten Paradiesvogel, von dem es in Borneo viele Arten gibt, mannigfache Papageien, Hühnerarten, Leiervögel und andere schöne Thiere. Die Bälge, welche sie besonders seltenen Thieren dieser Art abzogen, wurden an Hölzer ausgespannt, geräuchert und getrocknet, um später an der Küste verkauft zu werden, auf welche Weise sie in die Hände der Europäer wandern. Unser Freund lernte bald den Gebrauch des Blaserohres und da er allmählich mit dem Walde vertrauter wurde, so wagte er es, ohne Begleitung auf die Jagd zu gehen und sich in seiner neugeübten Kunst zu versuchen. Allein diese Kühnheit mußte er schwer büßen, wie wir im nächsten Kapitel hören werden.

IX.

Das Blaserohr in der Hand, den selbstverfertigten Köcher mit den furchtbaren Bolzen an der Seite neben dem Kris, ein entlehntes Schwert umgehängt, den Basthut auf dem Haupte, glich Guruba einem jener wilden Krieger, welche dieses heiße Land erzeugt und die

eine so furchtbare Berühmtheit durch ihren kühnen Muth, wohl mehr aber noch durch die barbarische Grausamkeit erlangt haben, welche sie ihren Feinden gegenüber zeigen. Guruba war Malaye, denn diesem Menschenstamm gehören die Makassaren alle an; er zeigte jetzt, nachdem seine jugendliche Fülle in Folge des Kummers und der Strapazen plötzlich verschwunden war, alle jene charakteristischen Merkmale seines Stammes. Sein schwarzes Auge leuchtete aus dem braunen Gesicht mit seltsamem, fast unheimlichem Feuer; die Backenknochen traten hervor aus dem hagern dunkelgefärbten Antlitz; der Mund zeigte einen kühnen Trotz in seiner vorragenden Oberlippe; die gebogene Nase trat scharf vor und verrieth die Entschiedenheit des Charakters. Lang und schlicht hing das blauschwarze Haar hinter dem kleinen, dicht am Haupte anliegenden, feingeformten Ohre herab, durch welches große elfenbeinerne Ringe kunstvoll gezogen waren. Seine schmächtige Gestalt war mittelgroß, aber alle Glieder sehr wohlgeformt, besonders schön Arme und Beine mit den feinen Händen und Füßen, die einem griechischen Künstler würdige Muster zu einem Adonis gewesen wären. Denken wir uns noch einen kurzen dunkelgestreiften Rock hinzu, der Brust und Arm und Bein blos ließ, und Sandalen an die netten Füßchen des Burschen, so haben wir das Bild eines schönen Jünglings nach morgenländischen Begriffen. Guruba hätte vielleicht auch den Beifall der Europäer gehabt, wäre er nicht der widerlichen Sitte seines Vaterlandes, dem Betelkauen, angehangen, das den Mund blutroth und die schönen Zähne pechschwarz färbt. Aber, *ein Mund mit weißen Zähnen gleicht dem Rachen des Affen*, sagt der Indier und zeigt damit, daß seine Begriffe von Schönheit und Anstand andere sind, als die unsrigen.

Die schlichten Harzsammler hatten unsern jungen Freund liebgewonnen. Beim Weggehen rief ihm einer nach: „Hüte dich, daß du nicht irre gehest!“ So schied Guruba und vertiefte sich in die Waldungen.

Wir haben nun in der That unsern geneigten Lesern Eingangs dieser Erzählung schon so viel von Borneo's Waldungen erzählt, daß es billig sein dürfte, nicht noch eine andere Beschreibung derselben zu beginnen. Allein die Wälder, von denen wir jetzt reden müssen, sind wieder ganz andere, als jene an der Küste des Landes, und indem wir es umgehen, eine anschauliche Beschreibung derselben hier zu bringen, müssen wir denn doch über die Bäume selbst, aus denen sie bestehen, und über einige merkwürdige Waldthiere, die in den Wipfeln derselben hausen, noch ein belehrendes Wörtchen nachbringen.

Leider ist unser Guruba, so sehr wir ihn auch lieben und schätzen, kein Naturforscher gewesen und er kannte also nur solche Gewächse, deren Früchte oder Holz seinen Landsleuten Nutzen schaffte und die also auch er beachtete. Wie viele tausend andere treffliche Bäume und Pflanzen also hier noch unerkannt und unerforscht erst des Entdeckers harren, wie viele Geheimnisse auch noch zu entschleiern sind — uns kümmere das nicht, das Wenige, was er als ein glaubwürdiger Reisender uns mittheilte, gerne zu hören.

Die Waldungen im Innern sind vorzüglich reich an gewürzhaften Bäumen aus der Gattung des Lorbeers. Sie sind alle ausnehmend hochstämmig, schön belaubt und frei von Unterholz; das Holz selbst in hohem Grade derb, und mehr oder weniger wohlriechend. Der Kampferbaum ist unter ihnen bei weitem der wichtigste und der Kampfer von Borneo wird in ganz Ostindien sechzigmal theurer bezahlt, als der japanische. Aber es werden auch jährlich nur vier- bis fünftausend Pfunde davon ausgeführt. Andere würzhafte Bäume sind der Kulit-Lawang*), welcher den indischen Balsam liefert, der Karuang**), von dem das sogenannte Holzöl herkommt, und

*) Laurus malabathrum.

**) Laurus olea indica.

der Tindalu*), dessen köstliches Holz fast wie Mahagoni aussieht, aber nicht bräunlich, wie dieses, sondern grün. Ein anderer Baum wird Kaloatit genannt; aber vergebens sind die Bemühungen unseres Freundes, eines wohlerfahrnen Botanikers, gewesen, von dem die in den Anmerkungen gegebenen botanischen Bezeichnungen der vorhergenannten Bäume herrühren, ihn aus der Beschreibung Guruba's zu erkennen. Sein Holz ist außerordentlich fest und dauerhaft. Vielleicht ist es der Tiekbaum Ostindiens**), aus dessen Holz die Engländer ihre herrlichen und furchtbaren Linienschiffe jetzt zimmern. Auch der Ebenholzbaum findet sich reichlich in diesen Wäldern, denn eine Menge sehr schönes Ebenholz wird von hier ausgeführt. Ein anderer Baum, der Naga, liefert das Eisenholz, das so schwer ist, daß es wie Metall im Wasser untersinkt. Die Früchte dieses Baumes haben nach der Meinung der Eingebornen heilkräftigen Nutzen. Eben so reich an ätherischen Stoffen sind ferner die Bintangorbäume (Calophillum, Inophillum?) Ihr Holz ist wegen seiner großen Härte kaum zu bearbeiten. Das hiesige Holz wäre also besonders brauchbar zum Schiffbau und der Donkahn würde treffliches Knieholz liefern und der Agu die schönsten Maste, welche in der That häufig auf fremden Schiffen statt der mitgebrachten eingesetzt werden. Der Agu ist nämlich ein Nadelholz, den Fichten nahe verwandt und um so mehr die Schwere seines Holzes zu bewundern. Ein anderer Baum bringt den Dammer, das bekannte balsamische Harz hervor (Pinus dammara), das, unter Räucherpulver gemengt, einen so lieblichen Geruch verbreitet und einen der ersten Handelsartikel an der Küste bildet. Wilden Zimmt findet man hier überall; ebenfalls gibt es Gummi-copal-Bäume, von denen der Copal herkommt. Und nun, lieber Leser, sei wißbegierig und erfrage bei Vater oder Lehrer, was hier aus Mangel an Raum sich nur nennen,

---

*) Laurus indica tindalu.

**) Tectonia grandis.

aber nicht beschreiben läßt, so wirst du neben dem Vergnügen auch Nutzen haben.

Guruba wanderte unter solchen Reichthümern, welche die unerschöpfliche Mutter Natur hier vor ihm bei jedem Schritte aufrollte, wie ein Trunkener umher, staunend und schauend, und gedachte kaum der Gefahren, welche jeder Stamm, ja jedes Büschchen vor ihm bergen konnte. Aber es war Ruhe um ihn, die Ruhe Gottes, die im Innern der Natur waltet und jedem Wesen seine Stelle, jeder Kraft ihre Wirksamkeit, jeder Größe ihr Maß, jeder Gefahr ihr Ende bestimmt und über alles den Menschen zum Herren gesetzt hat. Vor ihm, der in seiner Hand den Tod trug, flohen die Bewohner des Waldes schüchtern und als erst die Schauer der Einsamkeit im Unermeßlichen in Guruba's sehnender Brust der Wärme des Selbstgefühls wichen, als der Muth heiß aufbrannte in seinem jungen Herzen — da vergaß der Sohn der Natur schnell der nachgerufenen Warnung und vertiefte sich mit kühner Unvorsichtigkeit in eine Wildniß, aus der er mit Schrecken bald keinen Ausweg mehr finden sollte. Bergauf, bergab, über Hügel und durch tiefeingeschnittene walderfüllte Thäler zog er dahin, anfangs leichten Sinnes, bald ernster, bis er endlich mit Schrecken erkannte, wie weit die Sonne gesunken und in den Schatten der Riesenbäume, unter denen er hier wandelte, die Möglichkeit einer Rückkehr nicht mehr finden konnte. Noch immer waren die Bäume erfüllt mit Affen von mancherlei Art und Größe, die durch ihre Behendigkeit sich den Nachstellungen der Tiger und anderer Raubthiere entziehen; noch immer wiegte sich auf den Aesten das liebliche Federspiel; es glänzten in buntem Schmuck schöngefiederte Papageien, girrten die Tauben und Finken und auf dem Boden huschten, von Guruba's Anblick erschreckt, im feurigsten Metallglanze und allen Farben des Regenbogens spielend, die Schlangen und Eidechsen dahin, deren Körper oft in der regelmäßigsten Zeichnung prangte; aber es dämmerte — und endlich wurde der

Reiz zum Grauen, die Gestalten der Anmuth verschwanden plötzlich, die Töne der Lust verstummten und große Schaaren des fliegenden Hundes (der größten aller Fledermäuse) durchflatterten schon den Wald nach eben so riesenhaften Motten und Käfern. Jetzt machten sich plötzlich mehrere Bedürfnisse auf einmal bei unserem armen Freunde geltend, die Sehnsucht nach seinen Freunden, die er so unbedachtsam verlassen, und Hunger und Durst, der ihn quälte. Heute war an keine Rückkehr mehr zu denken; schon wurde es Nacht um ihn und mit dieser erhob der Wälderkönig sein grauses Gebrüll, wie er blutdürstig durch die Bäume hinstreifte. Guruba erkannte zu seinem Heile ein merkwürdiges Schilf, eine Gattung des Kannenkrautes (Nepenthes), das an der Spitze seiner Blätter einen becherförmigen Schlauch trägt, in welcher man immer etwas völlig reines Wasser antrifft und hiermit, das ehedem ihm nur Spiel war, löschte er seinen Durst und kroch dann in ein dichtes Gebüsch, um hier die Nacht zuzubringen. Nachdem er die kargen Reste seiner mitgenommenen Speisen verzehrt hatte und in der dichtesten Finsterniß jede Hoffnung, eine bessere Unterkunft für die Nacht zu finden, verloren gab, legte er sich ruhig nieder und — so sehr war er schon an die Schrecken seiner Lage gewöhnt — schlief fest ein.

Der anbrechende Tag fand ihn schon munter, wiewohl nicht ohne größere Besorgniß. Sein Nachtlager hatte er am Abhang einer felsigen Anhöhe gehalten, die er nun in der Hoffnung erkletterte, von ihrem Gipfel aus Spuren von seinen Freunden zu entdecken, wenigstens vom Rauch, den ihre Feuer verursachten. Allein sobald er auf dem Gipfel stand, erblickte er rings umher nur höhere Berge, nur die Wipfel des ungeheuern Waldes, der sie bedeckte, und die prächtigen Kronen der Palmen, welche, über ihn hervorragend, sich im Morgenwinde majestätisch wiegten. Da sank sein Muth und er stand in äußerster Verlegenheit still, um mit sich selbst über die Richtung, die er einschlagen sollte, zu Rathe zu gehen. Vergebens sann er über

die Himmelsgegend nach, woher er gekommen und über den Pfad, den er nehmen müßte, um wieder von Menschen bewohnte Gegenden zu erreichen. Es war ihm bekannt, daß hundert und mehr Stunden breite Wälder im Innern lagen und die in diesen drohenden Gefahren waren nach dem, was er gesehen hatte, hinter den Schilderungen, welche man davon entwarf, keineswegs zurück, das hatte er selbst schon erfahren. Also wohin? — Aber die Antwort auf diese Frage war schwer.

Von Angst, Hunger und Durst gleichmäßig gequält, stürzte endlich Guruba über das schroffe Gestein des Hügels hinab und schlug entschlossen den Weg nach Norden ein, so weit er diese Himmelsgegend aus dem Stande der Frühsonne hatte ermitteln können. Nicht lange nachher gerieth er plötzlich an ein tiefeingeschnittenes Thal, in welchem er Wasser rauschen hörte und stieg hinab, um sich zu erquicken. Ein starker Bach murmelte hier zwischen gewaltigen grauen Felsblöcken hin; Guruba trank sich satt, watete dann hindurch und bemerkte zu seiner unaussprechlichen Freude einen betretenen Pfad, dem er vorsichtig folgte. Dieser leitete zwischen hohen Bäumen hin, zog sich aber bald in ein dichtes stachlichtes Gebüsch und wurde da durch überhängende wirr verschlungene Pflanzenmassen so niedrig, daß unser Freund nur auf Händen und Füßen kriechend weiter zu kommen vermochte. Plötzlich erblickte er vor sich eine überhängende Felswand, an der hohe gewaltige Bäume hinaufragten und vor derselben einen etwa zwanzig Fuß im Durchmesser haltenden, mit weichem Grase berwachsenen schattigen Platz, in dessen Mitte auf einem einfachen, aus trockenem Grase bereiteten Lager ein dem Anscheine nach 2- bis 3jähriges Kind zusammengekauert schlief.

Woher dieses hilflose Wesen in dieser grauenhaften Wildniß? warum so allein, ohne anderes Obdach, als das ihm die Natur gewährt und ohne älterlichen Schutz? diese Fragen erwog Guruba

stillstehend einen Augenblick, als plötzlich aus dem Dickicht ihm gegenüber ein zweites menschenähnliches Wesen, in der an langem, behaarten Arme befindlichen Hand einen großen knorrigen Stab tragend, hervortrat, sich dem Kinde näherte und dabei niederhockte. Jetzt erst wich die Täuschung vollkommen und mit ihr bemächtigte sich Guruba's ein ungeheurer Schrecken. Er hatte keine Menschen, sondern Thiere vor sich; er war in das Lager eines der gefürchtetsten Thiere Borneo's, eines Orang-Outang gerathen. Zum Glücke beschäftigte sich der alte Affe so sehr mit seinem Jungen, daß Guruba Zeit gewann, mit äußerster Vorsicht in das Gebüsch zu schlüpfen und sich hier zu verbergen; denn hätte er ihn entdeckt, so würde er ihn ohne Zweifel sofort erschlagen und zerrissen haben.

Pongo nennt der Makassare den Orang-Outang, und wenn er die Menschenähnlichkeit dieses seltenen und furchtbaren Thieres beschreiben will, so sagt er Orang, d. i. Mann oder Mensch — Outang — d. h. Wald; er nennt ihn also den Waldmenschen. Guruba lag so trefflich verborgen in seinem Gebüsch, daß er die Richtigkeit dieser Bezeichnung in ihrem ganzen Maße erkennen konnte. Der alte Affe, das Weibchen, hob das junge Thier auf, legte es mit der vollsten Zärtlichkeit einer Mutter an die menschenähnlichen Brüste, um es zu säugen, und verwendete kein Auge von dem kleinen Thiere. Er hatte die vier mit rothen Schwielen bedeckten Hände der Affen, glich aber sonst in der Gestalt so sehr einem Menschen, daß Guruba voll Staunen sich in seinen Anblick vertiefte. Seine Höhe betrug vier Fuß; er glich also an Größe einem zwölfjährigen Mädchen; sein Körper war mit glattanliegenden braunen Haaren bedeckt; Gesicht, Hände und Füße nackt. Das Antlitz des Affen war, gleich dem eines alten Weibes, voll Runzeln, äußerst häßlich, und dennoch lag um das Auge ein Zug, der Schwermuth und Sorge zugleich ausdrückte. So besah sich Guruba die Thiere wohl stundenlang, bis endlich hart neben ihm ein schwerer Tritt anzeigte, daß

der männliche Affe sich nähere. Beide Thiere setzten sich nun vor das an der Erde liegende Junge, besichtigten dasselbe und schienen in klagenden Tönen sich ihre Gefühle mitzutheilen; dann legte sich der das Weibchen wohl um einen Schuh an Größe überragende Affe an die Erde und schlief; seine Gefährtin aber schien durch ihre mütterliche Zärtlichkeit wach erhalten zu werden. Sie lauschte, und ihre scharfen Augen wanderten von ihrem Kinde jeden Augenblick über die nächsten Umgebungen hin, um jedes, wenn auch noch so unbedeutende Zeichen einer drohenden Gefahr wahrnehmen zu können.

Wie dieses Abentheuer enden würde, wußte Guruba nicht. Er war den Thieren, bei der in diesem Theile des Waldes herrschenden Stille viel zu nahe, als daß er die leiseste Bewegung hätte unbemerkt wagen können und seine Geduld und sein Muth standen demnach auf einer furchtbaren Probe. Mit äußerster Sorgfalt hatte er endlich sein Rohr bereit gelegt, um einen der Affen, das Männchen, durch einen Pfeilschuß zu tödten. Mit dem andern hoffte er vermittelst seines Schwertes zu Ende zu kommen. Schon entschlossen, sein Leben daran zu setzen, um sich aus seiner unerträglichen Lage zu befreien, führte er einen Pfeil in die Mündung des Rohres und brachte diese an den Mund, um den Schuß zu wagen, als plötzlich der männliche Affe aufsprang und die schwere neben ihm ruhende Keule ergriff. Mit ihm erhob sich das Weibchen, nahm das Junge an die Brust und beide Affen verschwanden in einer Gegend des Waldes, wohin Guruba's Blicke nicht reichen konnten.

Unser Freund athmete tief und eilte so rasch als möglich, um die gefährliche Stelle zu verlassen. Er kehrte zum Bache zurück, ging einige hundert Schritte aufwärts in demselben und verfolgte dann entschlossen die bereits eingeschlagene Richtung. Dabei suchte er nach Nahrungsmitteln, die sich ihm trotz des Reichthums der Natur nur äußerst spärlich darboten, weil er das meiste aus Unkenntniß der

Früchte und in der Furcht, sich selbst zu vergiften, unberührt lassen mußte. Je weiter er vordrang, desto furchtbarer wurde die Wildniß, desto schauerlicher und öder die Gegend des Gebirgs, und der Abend dieses zweiten Wandertages schloß mit einem Bilde, welches ihm die ganze Entsetzlichkeit der Gefahr, in der er sich befand, bloslegte. Er stieg von einem Bergrücken herab und erblickte im Thale einen Sumpf, aus dem mächtige, wie Orgelpfeifen dicht neben einander stehende Rohrmassen empor strebten. Das Ufer dieses Sumpfes war furchtbar zerstampft; ein blutiger Kampf hatte hier, vielleicht nur kurze Zeit vor seiner Ankunft, stattgefunden. Blut und Fleischfetzen lagen zerstreut umher und nahe am Sumpfe streckte sich der Riesenleib eines todten Elephanten hin, eines Thieres von wohl fünfzehn Fuß Höhe. Der Rüssel war zerfleischt und abgerissen, der mächtige Wanst geöffnet und die ungeheuern Gedärme herausgeworfen. Einige schwarze Blutlachen zeigten die Spuren, wo die gräßlichen Mörder des Elephanten dessen Herz, Leber, Lunge gefressen und sich mit denselben gesättigt hatten. Jetzt waren sie fort; aber andere nicht minder gewaltige Räuber labten sich an dem riesigen Aase. Zwei Gaviale traten mit ihren plumpen Vorderfüßen auf ihm herum und rissen gierig große Fleischstücke von ihm ab, sie unter dumpfem Krachen ihrer zähnestarrenden Kinnladen hinabwürgend. Schaudernd betrachtete Guruba dieses gräßliche Bild der Zerstörung und flüchtete dann zitternd auf den Gipfel des Berges, wo er sich furchtsam hinter Felstrümmern verbarg, um die Nacht hier zuzubringen.

X.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir in der bisherigen Weise jeden Schritt unseres guten Guruba durch die grauenvollen Wildnisse seines Vaterlandes verfolgen. Das Unglück reizt unsere Neugierde, erregt herzliches Mitgefühl, stachelt die schlummernde Theilnahme durch das Mitleid auf, welches bei uns erwacht; aber indem wir diese Gefühle empfinden und je tiefer wir sie empfinden — regt

sich in uns zugleich der Wunsch, es möchte die Hilfe, die Besserung eintreten. Dieses ist also sehr natürlich und wir theilen diesen Wunsch auch in Beziehung auf Guruba mit unsern Lesern.

Guruba irrte noch mehrere Tage in der Wildniß herum, bis er einstens plötzlich die Waldung lichter werden sah, bis sich Spuren menschlicher Thätigkeit innerhalb derselben zeigten und er von einem Berge herab angebautes Land und weithin gelichtete Gegenden erblickte. Nur der Seefahrer, der nach langem, einsamen und gefahrvollen Umhertreiben auf grünlicher Woge Land erblickt; dessen Gehör, gewöhnt an das Brausen der Wasser, das Zischen des Schaumes, das Pfeifen des Windes, plötzlich wieder das Geläute der Glocken in einer großen Stadt vernimmt, oder nach dem Landen bei einem Abendspaziergange das Säuseln des Zephirs in grünenden Wipfeln und den lieblichen Gesang der Nachtigall — nur der kann sich einen Begriff von Guruba's Wonne machen. Alle Gefahren, alle Noth, alles Elend vergessend, stieß er einen gellenden Freudenruf aus und stürzte wie ein Hirsch den Berg hinab durch die Gebüsche hin, um das Freie zu erreichen, wo er wieder Menschen, Wesen seiner Art, zu finden hoffte. Wer diese auch wären? ob sie fühlend ihn gastlich aufnehmen oder wohl feindlich ihn empfangen würden? — ob seine ganz verhungerte und verwilderte Gestalt ihnen nicht Entsetzen einflößte? — alles das bedachte er nicht.

Das Maß der Leiden unseres armen Dulders war aber erfüllt und bessere Tage sollten ihm nun anbrechen. Er hatte kaum den Wald verlassen, so erblickte er friedliche Hütten, die im Schatten breitblättriger Bananen und Schirmpalmen lagen und um welche weitausgebreitete Ingwer-, Pfeffer- und Kaffeeplantagen lagen. Selig näherte er sich der ersten derselben, die an einem lieblichen Riesel lag, das erfrischend durch den grünen Boden sich hinschlängelte, ward aber in seiner verwilderten, kaum menschenähnlichen Gestalt selbst den friedlichen Weibern und einer ansehnlichen Kinderschaar, die am Bächlein

sorglos gespielt hatte, ein Gegenstand des wildesten Schreckens. Ein furchtbares Geschrei erhebend, stob alles in einem Moment aus einander und verschwand im Dorfe.

Jetzt erst bedachte Guruba, welche gerechte Ursache er den armen Leuten zum Schreck gegeben hatte und ein Blick in den klaren Spiegel des Baches sagte ihm, daß er einem Mörder aufs Haar gleiche. Eiligst warf er die Waffen bei Seite, setzte sich dann ruhig an das Bächlein und wartete der Dinge, die da kommen würden.

Bald erschienen einige wohlgekleidete, aber nur in der Eile bewaffnete, Männer, die zuerst in der Ferne stehen blieben, aber als sie nur einen, und dazu einen halb verhungerten, fast nackten Fremden vom elendesten Aussehen sahen, sich ihm langsam näherten. Sie umringten Guruba und betrachteten ihn fast mit demselben Staunen, als wenn er von der Meereswoge, als der einzige aus einem großen Schiffbruch Gerettete, ans Ufer geschleudert worden wäre. Versuche, sich ihm verständlich zu machen, mißlangen, weil Guruba nur malayisch reden konnte, sie aber die daiakische Mundart sprachen, die vom reinen Mala total verschieden ist. Beredter aber, als der Mund, sprach Guruba's Elend, sprachen seine jammernden Gebehrden. Hingerissen vom Mitleid hoben ihn die starken Männer auf, während andere seine Waffen ergriffen, und trugen ihn in das Dorf, wo sie ihm in der Hütte des reichsten Bewohners ein weiches Lager bereiteten, nachdem sie ihn aus wohlmeinender Güte nur sparsam mit Milch genährt.

Am folgenden Tage, bis zu welchem Guruba trefflich schlummerte, versammelte sich um ihn die ganze Bevölkerung des Dorfes und ein des Malayischen kundiger Mann dolmetschte ihr Guruba's ergreifende Erzählung. Staunen und Mitgefühl drückte sich auf das Lebhafteste in den Mienen dieser harmlosen Naturmenschen aus, und unser Freund wurde bald so sehr der Liebling aller, daß man

sich förmlich darum stritt, ihn bewirthen und beschenken zu können. So wanderte er denn in der Reihe von Tagen, welche er bei diesen guten Menschen verlebte, als geehrter Gast förmlich von Hütte zu Hütte; ja man sprach schon davon, ihn für immer hier zu behalten und ihn mit einem jungen daiakischen Mädchen zu verheirathen, hätte nicht der erröthende Guruba alles Ernstes erklärt, eine heilige Pflicht gebiete ihm die Rückkehr nach Bendscher-Massin, und versprochen, wenn es ihm irgend möglich wäre, gewiß zu seinen Wohlthätern zurückzukehren.

Man hatte ihn entkleidet, als er angekommen und seinen Gürtel mit der darin befindlichen Baarschaft, welche fast fünfzehnhundert Rupien betrug, für ihn aufbewahrt. Guruba war neu und trefflich gekleidet worden und als er nun, in der Absicht, sein Geschäft zu beginnen, seinen Entschluß, abzureisen, kund gab, erhielt er seinen Schatz nicht allein unverkürzt wieder, sondern er sah ihn sogar durch Beiträge der armen Dorfbewohner ansehnlich vergrößert. Auch für die schönen Kleider, welche man ihm gegeben, sowie für die treffliche Bewirthung, wollte Niemand etwas nehmen, und da er nun, von Rührung und Dankbarkeit überströmend, unter Thränen von der ihn umstehenden, gleichfalls weinenden, Bevölkerung des Dorfes Abschied nahm, erboten sich mehrere Männer, ihn zu einem reichen daiakischen Priester von eben so großer Einsicht als Erfahrung, der von ihm gehört hatte und ihn zu sehen wünschte, zu begleiten. Guruba nahm aber diese mühevolle Gefälligkeit seiner Freunde nur in möglichst geringem Maße in Anspruch, weil sein Weg, wie er ihm beschrieben worden war, nur durch bewohnte Gegenden des Gebirgs hinlief, wo ihm nicht die mindeste Gefahr mehr drohte.

Seine Weiterreise durch das Innere war eben so angenehm als erfrischend für ihn. Mit Verwunderung sah er hier eine zahlreiche treffliche genährte Bevölkerung und eine Ruhe und Sicherheit, von der der Sohn der Küste sich lange nicht überzeugen wollte, bis sie

ihm endlich zur Gewißheit wurde. Die Daiaken sind ein eben so kraftvoller und gutmüthiger, als freiheitsliebender Menschenschlag und obschon den Herrschern dienst- und zinsbar, würden sie dennoch lieber sterben, als solche Bedrückungen und Mißhandlungen erdulden, wie sie an den armen Bewohnern des Tieflandes täglich verübt werden. Sie leben frei, bauen den Acker, treiben daneben mit großer Geschicklichkeit allerlei nöthige Gewerbe und haben wenig Verkehr mit dem Küstenvolke. Aeußerst selten steigt einer oder der andere von ihnen hinab in jene schwülen, gefahrvollen Regionen, deren Klima den kraftvollen, aber nur an die milde und reine Gebirgsluft gewöhnten, Daiakern tödtlich ist, um so schnell als möglich wieder nach seiner paradiesischen Heimath zurückzukehren.

Nach einer sehr angenehmen Reise, auf welcher unser Freund überall mit der größten Herzlichkeit aufgenommen und bewirthet worden war, gelangte Guruba höchst vergnügt, aber durch sein beständiges Berganſteigen auch sehr ermüdet, des Abends an den Fuß eines der höchsten und steilsten Gebirge, die er je gesehen hatte. Hier wurde der Boden steinig, die Vegetation sehr dürftig, und hier lag ein Dorf, in welchem er die Hütte des Priesters erfragen sollte. Man wehrte ihm das Weitergehen und nöthigte ihn zum Uebernachten. Die armen Bewohner gaben das Beste, was sie vermochten und am folgenden Tage geleitete ihn einer zu dem Priester.

Der Weg, welcher zu dessen Wohnung führte, war eben so beschwerlich, als gefährlich. Zuerst stiegen beide Wanderer bergan, wo sie eine dunkle Waldung aufnahm; dann lief der schmale Pfad an Felsenwänden hin, wo sich hie und da an besonders gefährlichen Schründen und Abgründen in den Felsen eingehauene Götzenbilder zeigten, denen der Daiake stets durch Kreuzen der Arme über die Brust und vielfache Verneigungen seine Ehrfurcht bezeigte. Endlich erblickte Guruba plötzlich die Hütte des Priesters. Sie lag auf einer kleinen Fläche, die sich schmal, aber lang, am Rande eines furchtba-

ren Abgrundes hinzog; eine Pagode mit vielen Thürmen war daneben und ein kleiner von einem Bache gebildeter Teich. Das Rauschen eines Wasserfalles und helle Glockentöne drangen herauf und gegenüber stieg jäh und schrecklich die kahle, schwarze, furchtbar zerspaltete und zerrissene Wand eines über alle Begriffe hohen Felsenberges empor und schloß die Aussicht. Schwarze Schatten bedeckten das Thal an seinem Fuße, wohin kein Sonnenstrahl zu dringen schien.

„Hier wohnt der Priester," sagte der Daiake leise, als fürchte er, seine Worte möchten hinabdringen und unten mißliebig vernommen werden.

„Willst du nicht mitkommen?" sagte Guruba.

„Nein, nein, ich darf jetzt nicht; heute ist der Tag nicht," flüsterte der Daiake und entzog sich Guruba rasch, der ihm dankte und ihm eine schon bereitgehaltene Belohnung aufnöthigen wollte. Im nächsten Augenblicke war er verschwunden und Guruba allein. Mit gemischten Gefühlen der Scheu und des Staunens stieg er hinab, um sich zu der Einsiedelei zu begeben.

Nach wenigen Augenblicken hatte er diese erreicht, als plötzlich eine nur in der Nähe sichtbare, unergründlich tiefe Felsspalte, die wohl sechs bis acht Schritte den Berg, auf dem Guruba hieher gekommen war, vom Einsiedeleifelsen trennte, ihm Halt! gebot. Mit Staunen bemerkte nun erst Guruba, daß die ganze Einsiedelei sammt Gärten, Pagode und Teich und Wasserfall, der sich aus demselben in den Abgrund ergoß, wie durch Zaubergewalt aus der Tiefe inselartig emporgehoben starrte. Das größte Wunder bildete die Quelle, welche mitten auf dem rings abgeschnittenen Felsen gleich einem Springbrunnen rieselte. Als Guruba Augenschein von all diesen Wundern genommen, sah er an einem Baumstamme eine große Glocke mit einem daran hängenden hölzernen Schlägel. Da sich Niemand zeigte, so ergriff er denselben und schlug an die Glocke, die einen hellen, weit-

hinhallenden Ton versendete. Nach kurzer Dauer erschien ein in weite weiße Gewänder gekleideter Mann von kräftigem Aussehen, ging sichtbar erfreut auf die Felsspalte los, schob einige lange Hölzer über dieselbe, so daß sie eine Art schwankender Brücke bildeten, ging dann über dieselbe, ergriff Guruba an der Hand, führte ihn hinüber, zog sofort die Hölzer wieder zurück, geleitete Guruba in die Hütte, setzte ihm schweigend Speise und Trank vor, lud ihn durch eine freundliche Gebehrde ein, es sich schmecken zu lassen, und verließ ihn dann, indem er sich, wie unser betroffener Freund durch die offenstehende Thüre erblickte, wieder in die Pagode begab.

Die Hütte selbst war, wie alle andere daiakischen Hütten, einfach, mit dem nöthigsten Hausrath versehen, den ein Tisch, Stühle und Schränke von chinesischer Arbeit bildeten. An der Wand sah Guruba Denksprüche in arabischer Schrift angemalt; eben so verziert fand er das Aeußere der Hütte, als er dieselbe verließ, um sich auf dem in seiner Art einzigen Punkte umzusehen. Er fand, was er vorher nicht hatte bemerken können, daß der Felsen rückwärts mit dem Berge zusammenhing und demnach ein Vorgebirge desselben bildete. Daher kam auch die Quelle, welche den kleinen, reich mit Silber- und Goldfischen besetzten, Teich bildete. Aber auf allen andern Seiten war der Felsen senkrecht, ja zuweilen überhängend, abgeschnitten. Seine Oberfläche hatte wohl eine halbe Stunde im Umfang, wenn der Wanderer allen ihren Unregelmäßigkeiten folgte; aber im Allgemeinen bildete sie die Figur eines gleichseitigen Dreiecks. Als Guruba noch die trefflichen Gartenanlagen betrachtet und einen Blick in das entsetzlich tiefe und finstere Thal hinabgeworfen hatte, erschien der Priester und machte dadurch seinen Betrachtungen ein Ende. Er ergriff Guruba an der Hand, führte ihn zu einem Ruhesitze unter duftendem Gebüsch und sprach: „Mein Sohn, man hat mir von deiner Ankunft im daiakischen Lande erzählt und ich freue mich, dich zu sehen. Sage mir, wer bist du und was führt dich hieher?“

Als Guruba ihm sein Schicksal erzählt und ihn mit seinen Absichten bekannt gemacht hatte, fuhr der Priester fort: „Ich gestehe dir, daß ich, wenn blos niedere Sucht nach Reichthümern dich hieher geleitet hätte, dafür gesorgt haben würde, daß du unverrichteter Sache wieder nach der Küste zurückgebracht worden wärest. Wir leben hier zufrieden mit den Gaben der Götter, mit denen sie jährlich unsere Fluren segnen und das Gift, welches die Herzen der Menschen zerfrißt, das Gold, wird hier wenig oder gar nicht geachtet. Wir halten streng darauf, daß sich die verderbliche Sucht nach den vermeintlichen Schätzen dieser Erde nicht auch hieher verbreite und eine strenge Abgeschlossenheit von der mit Fremden vermischten Bevölkerung der Küstenländer wird deshalb aufrecht erhalten. Doch ich glaube dir; in deinen Worten liegt die Wahrheit, und da nun einmal deine Begriffe in Folge deiner Erziehung andere sind, als die unsrigen, so will ich mich besinnen, ob ich dir in der That einen Dienst damit leiste, wenn ich dich in den Stand setze, jene geheimniß- und gefahrvollen Orte zu besuchen, woselbst man die kostbaren und gesuchten Schätze findet, wegen deren du deine gefährliche Reise in unsere Gebirge unternommen hast. Bleibe nun ruhig hier als mein Gast, bis ein günstiger Tag kommt, denn nicht an jedem Tage gewähren die Götter die Gelegenheit, jene Schätze zu suchen und oft hat schon der Tod plötzlich die Unglücklichen bei ihrem Wagniß überrascht."

Guruba blieb also bei dem gastfreundlichen Priester und fand in ihm bei längerem Umgang einen trefflichen väterlichen Freund, der weit größere Kenntnisse besaß, als man auf den ersten Anblick bei ihm suchte, und weite, gefährliche Reisen gemacht hatte. Denn er war nicht allein durch ganz Indien bis nach der alten Stadt der indischen Gelehrsamkeit, Benares, gekommen, sondern auch durch Tibet und ganz China gewandert und hatte die meisten großen Inseln, wie Celebes, Java, Sumatra und sein Vaterland Borneo, genau besichtigt. Er war ein trefflicher Menschenkenner und, was um so erfreu-

licher war, er hatte dennoch den Glauben an die Menschheit und die Liebe zu derselben nicht verloren, wie sehr er auch ihre Schwäche und die Bosheit ihres Herzens verdammte. Unverheirathet, und also auch ohne Kinder, lebte er hier einsam in der furchtbarsten Wildniß, der er das reizende Plätzchen, das ihn trug und nährte, allein und ohne den mindesten Beistand mit Gefahr seines Lebens abgerungen. Wer in nah und ferne seines Rathes oder Beistandes bedurfte, ging zu ihm und schied nie ohne Trost und Hilfe, wenn die Gewährung derselben in seiner Macht lag. Dafür nahm er keine Gabe und erwehrte sich selbst des Dankes. So lebte er einsam dem Dienste Gottes und die Pflichten der Wohlthätigkeit übend, dazu vor aller Gefahr durch die Abgeschiedenheit und Eigenthümlichkeit seines Wohnplatzes trefflich geschützt. Guruba wagte nicht, ihn nach seinem Alter zu fragen; aber sein Aussehen ließ schließen, daß er schon auf einer sehr hohen Stufe der Jahre angelangt sein müsse.

Es verging inzwischen eine geraume Zeit und der Einsiedler schien dennoch, obgleich er sich fast beständig mit Guruba beschäftigte, seines Versprechens, ihn in die Edelsteinminen zu führen, gänzlich vergessen zu haben. Eines Tages trübte sich aber der Himmel mit Wolken, welche Sturm und Regen verkündeten, und bei diesem Anblicke rief der Einsiedler: „Sieh da, Guruba, die Stunde, in der du dein Glück versuchen kannst, ist endlich nahe herbeigekommen.“

„Und warum nun und so plötzlich, da du doch bisher gar nicht daran dachtest?“ fragte unser Freund.

„Und weshalb fragtest du nicht, wenn du doch so sehnlich darauf wartetest?“ sagte der Einsiedler mit finsterem Blick.

„Ich trug wenig Sehnsucht, dich und das kleine Paradies, in dem du so friedlich lebst, zu verlassen. Deshalb fragte ich nie darnach; rief Guruba.

„Die Götter hüten ihre Schätze und kein lebendes Wesen vermöchte sie zu rauben, welches nicht die Geheimnisse des Ortes kennt,“

entgegnete der Einsiedler ernst, aber mit milder Ruhe. „So höre denn, mein Sohn, unter welchen Wundern und Gefahren diese kostbaren Steine verborgen sind. Dieses schreckliche Thal, welches du von meiner Felsenwarte aus sehen kannst, ist, wie sich deinen Blicken zeigt, von furchtbaren Gebirgen umgeben, von deren Gipfeln und aus deren Ritzen und Spalten starke Regengüsse das edle Gestein losspülen und unter zahllosen Felstrümmern in dieses Thal herabrollen. Wenn die Wasser verronnen sind, mag es der kundige Edelsteinsucher wagen, mit Gefahr seines Lebens über die jähen Felswände hinabzusteigen und aus dem Sophang (z. d. Lichtstrom) die dort zu Tage geförderten Reichthümer zu holen. Ein furchtbarer Anblick erwartet ihn. Die Felsen des Thales sind mit weißgebleichten Gerippen zahlloser Menschen und Thiere bestreut, die dort auf geheimnißvolle Weise ihren Tod gefunden haben. Wodurch sie getödtet worden sind, weiß Niemand. Ich selbst habe viele gewarnt, hinabzusteigen; ich folgte ihnen von Schritt zu Schritt mit eigener Lebensgefahr; sie verlachten mich und erreichten unbeschädigt die Sohle der Gruft. Kaum aber hatten sie einige Schritte in derselben vorwärts gewagt, so sah ich sie ohne äußere Ursache erbleichen, taumeln, niedersinken und ihren Geist aufgeben. Andere, welche meinem Rathe folgten, nur während eines das Thal durchbrausenden Sturmes dasselbe zu betreten, oder unmittelbar nachher, kehrten gewöhnlich mit reicher Beute zurück, aber dennoch stets todtenbleich und erschöpft und auf meine Fragen, was ihnen denn wiederfahren sei, ob etwas Schreckliches ihnen vorgekommen, oder sonst etwas geschehen? klagten sie blos über Sticken und ihre Unfähigkeit, zu athmen. Wohl mögen böse Lüfte den dort Eindringenden bedrohen, die durch den Sturm verscheucht werden, oder sonst was. Hier hast du nun, mein Sohn, die Ursache, weshalb ich dich so lange zurückhielt vom Besuche jenes Thales. Folge meinem Rathe, versuche dein Glück und sei zufrieden mit dem, was dir die Götter gewähren. Das Leben ist der größte Schatz; dies bedenke und eile, sobald dich die Engbrüstigkeit anfällt

und die Gefahr verräth, so schnell du kannst, zu mir zurück. Glaube mir, nicht Einer, der je das gewagt, was du unternehmen willst, machte bisher den Versuch zum zweiten Male. Ich habe starke Männer, welche es gethan, schon bei dem Gedanken an die Gefahr zittern und beben sehen.

„Mein Vater, ich will in allem mich deinem Rathe und deiner guten Leitung unterwerfen," sagte Guruba gerührt. „Wünschest du es aber, daß ich diesen gefährlichen Versuch gar nicht unternehme, so sprich, und ich will dir gehorchen!"

„Nein, mein Sohn, thue, was du dir vorgesetzt. Du hast dein Leben um dieser Sache willen schon oft auf das Spiel gesetzt und es wäre unmännlich, beim Anblick des nun erreichten Zieles zurückzubeben und dieses um so mehr, da die Gefahr zu vermeiden ist, wenn du meinem Rathe folgst. Außerdem hast du eine heilige Pflicht zu erfüllen: du mußt den Versuch machen, die Ehre deines unschuldig hingerichteten Vaters zu retten, das Blut deiner Eltern zu sühnen, das gewaltthätig vergossen worden ist. Hiezu bedarfst du der Schätze, damit die feile Gerechtigkeit unseres armen Vaterlandes dir diene. Die Götter werden dir beistehen; du wirst den Räuber ausfindig machen, durch dessen Schuld die Deinen so schwer litten. Fürchte nichts und steige getrost hinab; ich will bei dir sein, so nahe, als es die Pflicht der Selbsterhaltung nur zuläßet."

In diesem Moment zuckte der Blitz durch das Thal und ein erschütternder Donnerschlag rollte lang hin an den Felswänden. Der Priester sprang mit jugendlichem Eifer auf, gürtete sich fester, ergriff einen langen, eisenbeschlagenen Stab und rief: „Auf, mein Sohn, die Götter rufen! Hinab! laß uns eilen, dein Glück winkt! Versuche es!"

XI.

Der Priester versah Guruba mit einem ähnlichen Stabe, wie er ihn trug, hieß ihn alle unnöthigen Kleidungsstücke oben lassen und

ergriff sodann ein Gebund starker Baststricke. So eilten beide Wanderer dem östlichen Rande des Pagodenhügels zu, um eine der gefahrvollsten Wanderungen anzutreten, welche vielleicht je versucht worden sind. Schon beim Eintritt in das Thal klaffte eine senkrechte Wand. Der Einsiedler band ein Seil an einen oben wachsenden Baum fest, ließ sich an demselben bis zu einem schmalen Felsabsatze hinab und rief Guruba zu, ihm zu folgen. Nicht ohne Herzklopfen vollbrachte unser Freund dieses Wagestück; allein was nun folgte, setzte seine Kraft und seine gesunden Sinne auf eine noch weit härtere Probe. Grauenvoll zerklüftete schwarze Felsmassen starrten eine über die andere hervor, zwischen ihnen klafften entsetzlich weite Spalten in dunkle unergründliche Tiefen hinab; sie mußten theils überklettert, theils übersprungen werden, und wenn dann die Wanderer von einer jähen Höhe zu einer neuen, dunkleren Tiefe hinabgeklettert waren, eröffnete sich ihren Blicken stets wieder ein neuer, noch viel entsetzlicherer und schrecklicherer Abgrund. Der Krater — der ausgebrannte — eines Vulkans gähnte ihnen entgegen, ein Erdriß, der die Rinde des Planeten durch die furchtbare Gewalt der unterirdischen Feuer gespaltet, war es, in den Guruba hinabgeleitet ward; verglaste geschmolzene Felsen von allen Größen, Formen und Farben schienen hier durch eine tolle Gewalt untereinandergeworfen und geschmettert. Ein Schauerweg ohne Gleichen, der alle Sinne anstrengte und auf das gräulichste verwirrte. Dazu rollte der Donner und die zunehmende Nacht wurde nur momentan grell durch die weißen Blitzflammen erhellt, als wollten sie die verloschenen Gluthen da unten wieder neu entzünden. Und der Sturm heulte durch dieses Felsenirrsal, als bliese er die Gluth an und gewaltige Ströme, die sich vom Himmel herab ergossen, machten den furchtbaren Weg schlüpfrig und verdoppelten die drohende Gefahr. Aber der Einsiedler schritt immer besonnen und fest voran, unbeirrt durch alle Schrecknisse dieses Schlundes; und beständig darauf bedacht, seinen ihm mit unverhehltem Schauder folgenden Gast unversehrt an das Ziel zu bringen. So stiegen beide

wohl zwei Stunden lang hinab; Blitze, Donner und Regen hatten aufgehört, aber der Schrund, dem sie sich näherten, kochte wie der Höllenrachen und die Wasser rauschten wild durch das geklüftete Gestein. Dazu heulte noch der Sturm in schauerlichen Tönen durch die Wildniß der Felsen. Da hielt der Priester plötzlich an bei einer Felsenbiegung, um die er Guruba geleitet und rief: „Mein Sohn, wir sind am Ziele. Sieh hier das Thal; die Götter begünstigen dein Wagniß. Fürchte nichts und gehe, um zu suchen.“

Die Sohle des Thales war erreicht, aber sie bot einen entsetzlichen Anblick dar. Auf den Felsen oder zwischen ihren Zerklüftungen erblickte Guruba zahllose Gerippe, theils von Menschen, theils von Thieren, namentlich Vögeln, die der Zufall herab in diese furchtbare Tiefe geführt. Das Thal war viele Stunden lang und lief ziemlich eben und gerade hin; an den Felswänden zeigten sich hie und da tiefe Höhlen und Risse; Gerölle bedeckte die Sohle des Thales und klares Wasser rieselte noch durch und über dasselbe hin.

„Eile jetzt, so lange der Sturm hier noch durchweht und die bösen Dünste verscheucht. Sobald dir übel wird, komm schnell herauf zu mir!“ rief der Einsiedler. „In dem Gerölle suche; aber bücke dich nicht zu sehr zur Erde!“

Noch einen Moment zauderte Guruba; dann stürzte er entschlossen über die etwa noch hundert Fuß hohen Felsabhänge, welche weiter keine Gefahr mehr darboten, hinab und eilte nach dem Bette der Gewässer, das ihm als Fundgrube bezeichnet war. Schon der erste Blick überzeugte den Kundigen, daß er an der Quelle unermeßlicher Reichthümer stünde. Der Strahl der Abendsonne blinkte auf dem Gestein und lockte hie und da wundervolle Blitze aus demselben. Guruba bückte sich und das erste, was er ergriff, war ein Rubin von der Größe einer Bohne. Durch diesen unermeßlich reichen Fund fast der Besinnung beraubt, sprang er gierig nach einem andern Platze, wo es glückverheißend glänzte — ein Saphir von bedeutender Größe

lohnte seine Mühe. Er eilte weiter; er fühlte keine Mattigkeit, er hörte den Ruf des Priesters nicht, der ihn von dem Erlöschen des Sturmes in Kenntniß setzte — er griff nach den Reichthümern, die sich ihm mit jedem Schritte darboten und sammelte in das an seinem Gürtel hängende Säckchen. „Guruba!" — hallte es warnend; — „Guruba!" tönte es flehentlich vom Felsen herab; — allein Guruba hörte nicht. — — —

Plötzlich verbreitete sich Grabesstille; der Sturm erlosch völlig und augenblicklich fühlte unser armer Freund, daß in die Luft süßlich betäubende Dünste sich mengten, die ihm die Kraft zum Athemholen raubten, die seine Sinne umnebelten, die ihn berauschten, daß er taumelte — strauchelte. — In entsetzlicher Todesangst kehrte er um, den Athem anhaltend — er lief aus aller Kraft, schwarz wimmelte es vor seinen Augen — gräuliche Gestalten tanzten um ihn — schienen nach dem Fliehenden zu haschen — ihn zu verfolgen — sich mit rasender Hast auf ihn zu stürzen. — Dem Ersticken nahe schwand ihm jede Hoffnung, den Platz noch zu erreichen, wo der Priester stand. — Erst war er am Fuße der Felsen; aber athemlos — fast schon erstickt — klomm er matt denselben empor. — Jetzt holt er, unfähig, es länger zu vermeiden, Athem — er saugt Gift ein — seine Besinnung schwindet und — ein Verlorner — gleitet er, dem Anscheine nach leblos, die bereits erklommene Höhe wieder zur Sohle des Thales hinab — — —

In diesem Moment sprang eine in wallende Gewänder gehüllte Gestalt neben ihn herab, ergriff seine schmächtige Gestalt mit kraftvollem Arme und eilte in ungeheuerer Anstrengung mit ihr über die Felsen bis zu einer Höhe von fast vierzig Fuß hinauf. Es war der Priester, der dieses gefährliche und mühsame Wagniß unternommen hatte. Erschöpft, aber für den Moment außer Gefahr, legte er Guruba's Körper an die Erde und holte Athem. Dann hob er ihn; der wieder röchelnd zu athmen begann, auf, eilte mit unglaublicher

Anstrengung weiter mit ihm empor, bis er endlich einen Platz erreichte, wo er sicher war. Hier erholte sich auch Guruba, öffnete die Augen, sah seinen Erretter lächelnd an und erinnerte sich plötzlich schaudernd der entsetzlichen Gefahr, in der er sich befunden hatte.

„Mein Vater!" rief er matt und suchte sich zu erheben, um ihm zu Füßen zu fallen und ihm so seine Dankbarkeit zu bringen.

„Thörichter Knabe! rief der Priester finster, „und ich, ein Greis, noch thörichter, als du! Konnte mich mein Gefühl für dieses Kind so weit verleiten, um elenden Tandes willen selbst mein Leben auf das Spiel zu setzen!"

„O, Vater, zürnet mir nicht!" bat Guruba und umfaßte flehend die Knie des Einsiedlers.

„Nicht dir — mir selbst zürne ich!" eiferte der Greis. „Nun wohlan, dieses sei der letzte Gang in diesen Höllenschlund. Durch meine Hilfe wird nie mehr ein Sterblicher hieher gelangen!" —

Der Greis schwieg düster und verbarg sein Gesicht trauernd in seine Hände. Dann stieg er stumm und Guruba keiner Antwort mehr würdigend, mit ihm empor. Die Nacht brach ein, ehe sie die Felsenwarte erreichten, und nur mit Lebensgefahr gelangten sie in der dichtesten Finsterniß empor zur friedlichen Hütte des Einsiedlers. Guruba schlief todtenbleich die Nacht hindurch; am folgenden Morgen wurde er von dem Priester gespeiset und an die schmale Brücke geführt. Der Einsiedler geleitete ihn bis zu einer Stelle des Weges, welche kaum einem Hindurchgehenden Raum genug darbot, um am Rande eines furchtbaren Abgrundes hinzuschreiten. Guruba dankte dem Greise, der ihm ein kurzes Lebewohl zurief, dann stehen blieb und ihm befahl, eiligst an der Felswand hinzugehen und den Platz zu räumen. Nach etwa zweihundert Schritten blieb Guruba stehen, um noch einen Blick in das Thal zurückzuwerfen. Da sah er, wie der Greis mit Hammer und Meisel am Felsen arbeitete, dann etwas,

das er wegen der Entfernung nicht zu erkennen vermochte, fest verkeilte und endlich Feuer schlug, um einen langen Faden zu entzünden. Jetzt erhob sich der Einsiedler, sah Guruba und winkte ihm gebieterisch, den Platz zu verlassen; im nächsten Augenblicke war er selbst hinter vorspringenden Felsen verschwunden. Guruba konnte es trotz des erhaltenen Befehles nicht über sich gewinnen, zu gehen; er sah einen feinen Rauch an der Stelle aufsteigen, wo der Greis gearbeitet hatte und starrte gedankenvoll dahin. Plötzlich fuhren Flammen unter donnerndem Krachen dort in die Höhe, eine ungeheuere Felsenschicht löste sich unter dem entsetzlichsten Krachen ab, stürzte majestätisch langsam in die Tiefe und schlug verschiedene Male mit so ungeheurer Gewalt unten in der gräßlichen Tiefe auf, daß das ganze Gebirge wie beim Erdbeben zitterte und Guruba ohnmächtig vor Schrecken zu Boden sank. — — —

Als er wieder erwachte, war der Weg, der zur Einsiedelei und in das Thal Sophang geführt hatte, verschwunden und jede Möglichkeit, je wieder dahin zu gelangen, für immer abgeschnitten *).

XII.

Der Rückweg durch das Gebirge war für unsern Freund in mancher Beziehung unangenehm. Dachte er an die schauerlichen Begebenheiten des vorigen Tages, so erschienen sie ihm wie ein schwerer böser Traum. Zugleich hatte sich seiner eine tiefe Wehmuth bemächtigt, die er sich selbst nicht recht zu erklären wußte. Es war nicht allein die Trauer über sein fast unfriedliches Scheiden von dem

*) Eine ähnliche Erscheinung, wie die oben im Thale Sophang beschriebene, bietet eine Felsengrotte bei Neapel dar. Hier strömt aus dem Boden ebenfalls Stickgas, das, weil es schwerer ist, als atmosphärische Luft, an der Erde etwa zu zwei Fuß Höhe steigt, so daß Hunde darin umkommen, während die in die Grotte tretenden Menschen, wenn sie aufrecht bleiben, keiner Gefahr ausgesetzt sind. Eine ähnliche Erscheinung in größerem Maße findet man vielleicht in diesem Thale.



„Nun wohlan, dieses sei der letzte Gang in diesen Höllenschlund!"

Priester, den er während seines Aufenthaltes im Thale Sophang so lieb gewonnen hatte, sondern mehr noch eine innere Leere, die er empfand. Bisher hatte ihn stets der Gedanke an seine zu erwerbenden Schätze lebhaft beschäftigt; er schien ihm die wichtigste Aufgabe seines Lebens. Ein zweiter lebhafter Wunsch regte sich daneben in der Seele des heißblütigen Sohnes von Indien — der Wunsch, seine Eltern an ihrem Verderber zu rächen, und hierin dürfen wir ihn nicht verdammen, da seine Erziehung und seine damaligen Begriffe ihm Blutrache als höchste Pflicht auferlegten. Jetzt war er im Besitze ungeheurer Schätze; jetzt besaß er die Mittel, seine Rache befriedigen zu können. Allein die Freude über die Erfüllung seiner Wünsche war in dem Momente, wo sie erfüllt wurden, erloschen und Guruba's Rachedurst hatte einem milderen Gefühle, dem der wehmüthigen Ergebung, Raum gelassen.

Sinnend wanderte er seinen einsamen Pfad durch die wilden Einöden der Gebirge, bis er endlich die bewohnten Gegenden erreichte und nun in freundlichen Umgebungen auch heiterer gestimmt wurde. Man begrüßte ihn überall mit der alten Herzlichkeit und so erreichte er gegen Abend Sini-Payang, das reizend am Saume der Waldungen gelegene Dorf, um hier bei seinen Freunden noch einige Tage zu ruhen und sich zu erholen.

So gleichgiltig aber war er bereits gegen den Besitz geworden, daß er erst hier den Inhalt des Säckchens untersuchte, den er im Schreckensthale Sophang gesammelt. Er erkannte staunend den überaus großen Werth einzelner Steine, obschon die Mehrzahl die gewöhnlich in den Handel kommenden an Kostbarkeit nicht übertrafen. Einen Rubin hatte er dagegen gefunden, der einer Königskrone zum herrlichsten Schmucke dienen mußte. Außerdem fand er mehrere große Saphire, kleinere Rubine und ein paar Katzenaugen*), wie er bei

*) Katzenaugen, Edelsteine, die in größter Schönheit nur in Indien vorkommen und dort im höchsten Werthe stehen. Sie sind feuerfarbig.

seinem Vater von solcher Größe und so brennendem Feuer nie welche gesehen. Er verpackte nun seine Schätze in seinem Gürtel, aus dem er Geld zum Reisevorrath und zur Anschaffung einiger nöthiger Bedürfnisse nahm. Am nächsten Tage kaufte er sich ein gutes flüchtiges Maulthier sammt Sattelzeug, nahm gerührt Abschied von seinen gutmüthigen Gastfreunden und ging nach Carian (oder Caruang) ab, eine Ortschaft, welche an der Mündung der Straße nach Bendscher liegt und wo sich die Karavanen zu versammeln pflegen. Hier fand er Gesellschaft genug, denn Jedermann fürchtete die Räuber in den Waldungen, welche außer dem Anfall auf die Karavane, zu der unser Freund bei seiner Herreise gehört hatte, seitdem mancherlei Unthaten verübt und Entsetzen weit umher verbreitet hatten. Es waren wohl zweihundert Männer beisammen, und bei ihnen eine zahlreiche daiakische Schutzwache. In solcher Anzahl hatte man freilich wenig zu fürchten.

Die Rückreise war im Allgemeinen weniger gefährlich, als beschwerlich, da die Hitze seit Guruba's Herfahrt sehr zugenommen hatte und sie steigerte sich bis zum Unerhörten, als die Karavane endlich die sumpfigen Niederungen erreichte. Hier, wo zur Sonnenhitze noch der feuchte Dunst der bis zur Gluth erhitzten Moräste und Waldungen hinzukam, wurden die Beschwerden unerträglich und die Reisenden glaubten in einem Dampfbade zu sein. Noch fürchterlicher war die Qual, welche ihnen von den giftigen Mosquitos angethan wurde. Man hatte Tag und Nacht keine Ruhe vor diesen beschwerlichen Insekten. Diesen Strapazen erlagen mehrere Menschen und viele Maulthiere mußten erschöpft und sterbend auf dem Wege zurückgelassen werden. Nach einer Reise von 10 Tagen, deren Qual unser armer Freund nie vergessen zu können versichert, erreichte er endlich mit seinen Genossen zum Tode erschöpft die Stadt und logirte sich, um unentdeckt zu bleiben und genesen zu können, in eine Karavanserai, wo er für Geld Pflege und ärztliche Hilfe erhielt. Seine

Natur überwand bald alle Gefahr und er genas schneller von dem Fieber, das ihn ergriffen hatte, als er gehofft.

Kaum hatte er sich erholt, so sann er über die Mittel nach, welche zur Erreichung seines Zweckes, seines Vaters Ehre zu retten, ergriffen werden mußten. Die Hoffnung, den Räuber zu entdecken, durch dessen Schandthat alles Elend über seine armen Eltern gekommen, war freilich, wenn nicht ganz eitel, doch sehr gering, denn keine Spur, ja nicht einmal eine Vermuthung, wies auf den Thäter hin. Es war sogar anzunehmen, daß dieser, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen, das Land längst verlassen hätte und in ein fremdes gegangen wäre, wo ihn keine Rache ereilen konnte. Nichts desto weniger stand Guruba's Entschluß fest, den Minister des Königs für seinen Verlust zu entschädigen und sollte er ihm das Doppelte darbieten, und er freute sich innig, die Mittel dazu in Besitz zu haben. Aber wie sollte er das beginnen? Und lief er nicht Gefahr, von dem grausamen Manne aus Habgier selbst all seiner Habe beraubt und in das Unglück gestürzt zu werden? Er bedurfte also des Rathes. Aber an wen sollte er sich wenden und was wagte er dabei, wenn er sein Geheimniß etwa einem Manne preisgab, der es dann benutzte, um ihn selbst zu verderben?

Von Befürchtungen und Zweifeln gefoltert, gedankenschwer und unentschlossen, ging Guruba in der Stadt herum, ließ sich dann an das entgegengesetzte Flußufer übersetzen und wanderte trauernden Herzens an den Ort, wo die Hütte seiner Eltern gestanden. Die ungeheure Vegetationskraft des Klima's hatte hier Erstaunliches bewirkt. Obschon kaum mehrere Wochen seit jener schauerlichen Begebenheit verflossen waren, bot dennoch der Trümmerhaufen das Bild einer alten mit mancherlei Unkraut und Gras überwucherten Wildniß dar, und hätte Guruba nicht den Ort genau gekannt, er hätte selbst gezweifelt, ob er sich am rechten befände. Trauernd setzte er sich auf

den Hügel, der die Asche seiner Mutter deckte; das Entsetzliche jener Begebenheit ergriff ihn mit neuer Kraft; er weinte. — —

Plötzlich fühlte er eine Hand auf seiner Schulter; er sprang auf und sah einen Mann vor sich, der ihn mitleidig betrachtete und dessen reiche Kleidung, wenn nicht auf vornehmen Stand, so doch auf große Wohlhabenheit hinwies.

„Ich suchte diese Stätte auf,“ sagte der Fremde, da hier ein armer ehrlicher Mann wohnte, der wohl auch durch meine Schuld in großes Elend und einen jammervollen Tod gestürzt ward. Die Furcht, selbst mit in sein Unglück gerissen zu werden, trieb mich dazu, daß ich sein Ankläger ward bei jenem grausamen Manne, der ihn hinrichten ließ. Sein Weib ward ermordet; vielleicht kam auch sein einziger Sohn um. Wie ich hier stehe und dich weinend auf diesem Aschenhaufen sitzen sehe, scheint mir das Letztere unwahrscheinlich. Deine Trauer, deine Thränen fließen nicht ohne Ursache an diesem Orte; du bist Guruba's Sohn; der Prophet hat mein Gebet erhört und gibt mir Gelegenheit, dir Gutes zu thun und so meine Schuld zu sühnen.“

Guruba erstaunte nicht wenig und fragte endlich den Fremden, wer er sei. Dieser nannte ihm seinen Namen. Es war jener Juwelier, dem der Raja die Juwelen zum Fassen übergeben und der dann aus Furcht den armen bestohlenen Guruba dem Raja in die Hände geliefert hatte. Er erzählte unserem Freunde den Zusammenhang der Sache, der Guruba erst jetzt ganz klar wurde. Beide bemerkten endlich, daß ihr Zwiegespräch an diesem abgelegenen Orte Aufsehen erregte und der Juwelier lud Guruba ein, zu ihm zu kommen und bei ihm zu wohnen, was dieser dankbar annahm. Er holte in Begleitung des Juweliers seine wenigen Habseligkeiten aus der Karavanserai, verkaufte sein dort stehendes Maulthier und befand sich bald nachher unter dem gastlichen Dache seines neuen Freundes.

Am folgenden Tage packte Guruba seine bisher sorgfältig verborgen gehaltenen Schätze aus und zeigte sie dem Juwelier, der über den Reichthum derselben nicht weniger erfreut, als über die Gefahren, welche Guruba bei Gewinnung derselben erduldet hatte, erstaunt war. Guruba übergab einige Steine, welche der Juwelier auf seine Bitte für den Raja ausgelesen, einem Steinschleifer und empfahl ihm Eile bei Zurichtung derselben an. Nach wenigen Tagen erhielt er sie fertig zurück. Sie waren unvergleichlich schön ausgefallen und der Juwelier erbot sich, mit Guruba selbst zu dem Raja zu gehen, dem er sie als Ersatz für die verlornen einhändigen wollte. Der nächste Morgen fand beide auf dem Wege nach dem Palaste des Königs, in dem Raja Maju wohnte. Sie wurden dem gefürchteten Machthaber gemeldet und sogleich bei ihm vorgelassen. Der Juwelier redete ihn an und sagte ihm, in welcher Absicht Guruba gekommen wäre. Der Günstling des Königs betrachtete unsern zitternden Freund lange und mit finsterem Blicke und entgegnete wenig auf seine Worte. Seine Habgier kämpfte mit einer unwillkührlich in ihm aufsteigenden Scham, von dem Sohne, dessen Eltern er so grausam hatte hinmorden lassen, nun noch Ersatz für seinen Verlust anzunehmen. Aber das verhärtete Herz dieses Ungeheuers war für menschliche Gefühle längst zu sehr erstorben; so gewann denn die Habgier bald die Oberhand. Er sagte einige Worte, die Lob ausdrücken sollten, aber in seinem Munde wie bitterer Hohn klangen, versicherte Guruba seines Schutzes und entließ ihn dann mit seinem Begleiter.

Obgleich dieser Empfang nichts Tröstliches für unsern Freund haben konnte, so fühlte er dennoch sein Herz erleichtert, als hätte er selbst eine große Schuld abgetragen, die auf ihm lastete. Es war ihm, als winke ihm der Schatten seines Vaters dankend zu, für dessen Ehrenrettung er so große Opfer gebracht, und so kehrte er denn fröhlicher, als er geschieden, mit dem Juwelier in dessen Wohnung zurück. Bald nach der Ankunft desselben brachte ein Arbeiter einige

Schmucksachen von geringem Werthe, welche ein Malaye in der Abwesenheit des Meisters zum Verkaufe gebracht und, weil er diesen nicht getroffen, hier bis zu seiner Rückkehr liegen gelassen hatte.

Der Meister besichtigte sie in Guruba's Gegenwart und dieser schenkte den Dingen anfangs wenig Aufmerksamkeit, da er zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war, bis er plötzlich ein Medaillon sah, das, in Form eines silbernen Eies, dem Juwelier selbst Schwierigkeiten darbot, als er es öffnen wollte, um nach dem Inhalte des hohlen Innern zu sehen. Kaum erblickte Guruba diesen Gegenstand, so sprang er, einen überlauten Schrei ausstoßend, auf, und griff hastig nach demselben.

Alle Anwesenden erstaunten und sahen ihn betroffen an. Er erholte sich schnell und rief: „Wisset, Freund, dieses Medaillon enthält ein Amulet, das ich als Kind getragen. Es gehörte meinen Eltern; es war in demselben Schränkchen aufbewahrt, in welchem mein Vater die ihm anvertrauten Juwelen zu verschließen pflegte. Derjenige, welcher jene stahl, nahm auch diesen unbedeutenden Gegenstand mit, der Räuber liefert sich selbst in unsere Hände! Wenn Gerechtigkeit auf Erden zu finden ist, so muß er jetzt entdeckt und bestraft werden. Ich gebe diesen Gegenstand in Eure Hände; Ihr werdet Mittel finden, Euch des Verkäufers dieser Dinge zu versichern und ich werde ihn vor dem Richter anklagen.

Der Juwelier suchte vor allem den Leidenschaftlichen zu beruhigen und sendete sogleich einen seiner Diener an den Raja, um ihn von dem Vorfalle zu benachrichtigen. Dieser ergriff begierig die Gelegenheit, da ihm sein Gewissen doch Vorwürfe machte, und sendete einen seiner Leute an den Juwelier, um mit diesem Maßregeln zur Habhaftwerdung des Räubers zu berathen. Beide kamen überein, daß ein Boot mit Bewaffneten unferne der Wohnung des Juweliers auf ein Zeichen warten sollte, daß der Räuber in dessen Hause sei.

Als sich die Männer verständigt hatten, verließ der Diener des Raja den Juwelier, um seine Vorkehrungen zu treffen.

Begierig wartete nun Guruba; von Augenblick zu Augenblick hoffte er, den Räuber kommen zu hören; allein dieser erschien nicht. Der Abend nahete heran und alle fürchteten, der Malaye möchte Verdacht geschöpft haben und entflohen sein, ohne für seine Juwelen etwas zu holen, als plötzlich ein Kahn, von einem zweiten Malayen gerudert, am Hause anlegte und die Schreckensgestalt des Räubers heraufstieg. Es war ein Mensch von mittlerem Alter und furchtbarem Aussehen. Sein Gesicht verrieth Trotz und Kühnheit und sein Blick, mit dem er die im Zimmer Befindlichen der Reihe nach maß, flößte Allen unwillkührlich Scheu und Entsetzen ein. Das Zeichen ward indeß durch einen der Leute des Juweliers, der sofort mit dem Malayen zum Scheine zu handeln begann, gegeben und sobald sich das königliche Boot in der Straße zeigte, stieß der unten im Kahn Wartende sofort ab und versuchte es, zu fliehen. Die Diener des Raja holten ihn aber nach wenigen Ruderschlägen ein, sprangen in seinen Kahn und versicherten sich seiner, indem sie ihn rasch knebelten. Dann legte das Boot am Hause des Juweliers an und einige Sbirren stiegen rasch in dasselbe empor, während die andern unten warteten, um den Räuber, falls er ihren Kameraden entkommen und sich durch irgend einen Ausweg in das Wasser stürzen sollte, sogleich in Empfang zu nehmen.

Allein die Gefangennahme dieses verwegenen Menschen sollte denen, welche dieselbe berathen, nicht so leicht werden, als sie gehofft hatten. Kaum zeigte sich der erste Sbirre im Zimmer und der Räuber bemerkte ihn, so witterte er Verrath und suchte den Ausgang zu gewinnen. Der an der Thüre stehende Sbirre griff nach ihm; aber er fühlte einen scharfen Stich, den ihm der Malaye mit dem blitzschnell gezogenen Kris beigebracht hatte und stürzte schreiend zurück. Jetzt entstand eine furchtbare Scene. Mit einem Ruf, den nur die wildeste

Wuth auspressen kann, stürzte sich der Räuber auf den vor ihm flüchtenden Juwelier. Dieser schrie nach Hilfe und suchte sich seiner zu erwehren. Allein vergebens; ehe noch ein Mensch im Stande war, ihm den mindesten Beistand zu leisten, hatte er den armen Juwelier bereits durchbohrt und obgleich dieser schon nach dem ersten Stoße mit dem Kris leblos zu Boden gesunken war, hörte doch das Ungeheuer nicht auf, den Leichnam, einem Tiger gleich, wie eine rasende Bestie zu zerfleischen. Zu spät stürzten sich nun die Sbirren und Soldaten auf den Malayen, und nach einem harten Kampfe gelang es ihnen endlich, ihm den Dolch zu entreißen. Er wurde nun mit starken Baststricken an Händen und Füßen gebunden und gleich einem leblosen Klotz in das Boot geworfen. Die verübte Mordthat reizte die Sbirren zum äußersten Zorn und sie nahmen nicht nur Guruba, sondern auch die verzweifelnde Gattin des Juweliers und dessen sämmtliche Hausleute und Arbeiter als Zeugen zu Raja Maju mit.

Während das Boot durch die Straße hineilte, verbreitete ein neuer Schreckensvorfall unter der Mannschaft neuen Zorn. Der von dem Räuber verwundete Sbirre verfiel in heftige Krämpfe und starb, ehe das Fahrzeug am Landungsplatze ankam, denn der Kris des Malayen war vergiftet gewesen. So wurden denn statt einer, zwei Leichen zum Raja getragen.

Der blutdürstige Mann, welcher damals die Geschicke dieses schönen, aber unglücklichen Landes leitete, erstaunte über die Frevel, welche ihm berichtet wurden. Er verhörte Guruba genau und forderte ihn zum Beweise dessen auf, was er behauptet hatte. Guruba berief sich auf das Amulet, welches einer der Gehilfen des Goldarbeiters voraussichtlich mitgebracht hatte, und forderte alle Anwesenden, ja selbst den gefangenen Räuber auf, vor allem anzugeben, was dasselbe enthielte, und es sodann zu öffnen. Da weder das eine noch das andere von Jemand gethan werden konnte, so sagte Guruba: „Wohlan, hoher Herr; so will ich dir denn einen Beweis geben,

daß ich dieses Amulet als Kind viele Jahre trug und daß es Eigenthum meiner Eltern war. Es enthält einen auf Papier geschriebenen Spruch aus dem Koran*) des Propheten und drei Haarringe, die in einander verflochten sind. Der eine ist aus den Haaren meines Vaters, der zweite aus Haaren meiner Mutter, der dritte aus meinen eigenen Haaren geflochten und alle drei sind so auf dem Papier befestigt, daß jeder Theil des Spruches mitten in einem der Haarringe steht. Nun will ich auch den Vortheil angeben, wie diese kleine Kapsel leicht geöffnet werden kann. Sie ist wie ein Ei geformt; man drücket an die Spitzen mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand etwas stark und drehet mit der Rechten an der Spitze, während der dickere Theil des Eies etwas festgehalten wird. So wird es sich leicht öffnen."

Der Raja nahm, um sich zu überzeugen, selbst die Kapsel in seine Hand und versuchte sie auf die angegebene Weise zu eröffnen und wirklich gelang es ihm nach geringer Mühe, damit zu Stande zu kommen. Sobald das Ei zerlegt war, fiel der Streifen Papier, auf dem die drei Haarringe befestigt waren, heraus und es fand sich alles genau in demselben Zustande, wie Guruba es gesagt hatte.

Mit furchtbarer Stimme wendete sich nun der Raja an den Räuber, der, von den Sbirren festgehalten, vor ihm stand und ihn mit frechen Blicken maß: „Schurke, du bist überwiesen! ein schreckliches Ende wartet deiner! Aber zuvor gestehe! wie kamest du in den Besitz dieses Amulets und was hast du mit den Juwelen gemacht, welche du dem armen Vater dieses Jünglings geraubt? Wisse, er wurde in Folge einer Uebereilung, der ich mich jetzt selbst zeihe, unschuldig hingerichtet; eben so büßte seine Gattin ihr Leben ein. Wisse endlich, daß die Juwelen, welche du geraubt hast, mein Eigenthum waren. Nun gestehe, willst du deine Strafe mildern!"

---

*) Koran, das Religionsbuch der Mohamedaner.

Der Räuber lächelte höhnisch und schien mit einem Entschlusse zu kämpfen. Aber da es ihm einleuchtete, daß er keine Gnade zu hoffen hätte und dennoch denen, die mit ihm verbunden waren, den Genuß dessen, was er geraubt, nicht gönnte, so entschloß er sich wirklich, zu gestehen und bezeichnete dem Raja genau den Ort, wo er seinen Raub verborgen hatte. Dieser sendete sogleich einen seiner Diener mit Soldaten und Arbeitsleuten dahin ab und während diese gingen, um nach den Anweisungen des Verbrechers Nachsuchungen zu halten, fuhr der Raja fort, den Räuber zu verhören, der auch ohne Umstände alles erzählte, wie er damals den Raub vollbracht und was ihn dazu veranlaßt hatte. Er war arbeitslos umhergestreift und hatte Guruba's Hütte offen gesehen. In der Absicht, seine Neugierde zu befriedigen, wohl auch um zu stehlen, hatte er das Innere der armseligen Hütte zu betrachten gesucht. Da bemerkte er Guruba's Mutter, wie sie die Edelsteine im Sonnenlichte funkeln ließ und besah. Hierdurch wurde in ihm der Entschluß geweckt, sich der Schätze, die er gesehen, und dergleichen er hier wohl nicht vermuthet hatte, zu bemächtigen. Das übrige kennen unsere Leser bereits.

Alle Anwesenden erstaunten und bedauerten Guruba insgeheim und beklagten offen das unglückliche Ende seiner armen Eltern. Selbst der Raja, so fühllos und grausam er auch war, beschuldigte sich laut der Heftigkeit und Ungerechtigkeit und rief den Propheten an, ihm diese Sünde nicht zuzurechnen. Er versicherte Guruba aufs Neue seiner Gnade und seines Schutzes und war schon im Begriff, ein entsetzliches Todesurtheil über den Mörder zu fällen, als plötzlich einer der von ihm Abgesendeten mit lautem Freudenruf zurückkehrte und ihm ein Säckchen einhändigte, in dem sich eine Menge kostbarer Gegenstände befanden. Der Raja öffnete es neugierig und fand staunend nicht nur alle seine Juwelen wieder, welche er dem Juwelier anvertraut hatte, sondern auch andere Dinge von geringerem Werthe, welche der Malaye bei Guruba's Eltern und an andern Orten ge-

stohlen. Nachdem der Raja sein Eigenthum hinweggethan, forderte er unsern armen Freund, der bei dem Anblick dieser Dinge der Thränen und Wehklagen sich nicht enthalten konnte, auf, sein Eigenthum in Empfang zu nehmen und Guruba that es. Inzwischen kehrten auch die übrigen zurück.

„Mein Sohn,“ sagte der Raja mild zu Guruba, „du hast durch meine Schuld deine armen Eltern verloren und bist zur Waise geworden. So will ich denn fortan selbst Vaterstelle bei dir vertreten. Du scheinest keine geringen Anlagen zu haben und sehr gut zu denken. Ich will für dich sorgen, daß dein Glück fortan begründet sei. Nimm hier diese Edelsteine; es klebt das Blut dieser armen Gemordeten daran; sie würden mir Unglück und Verderben bringen. Nimm auch diejenigen wieder, welche du mit Gefahr deines Lebens erworben und mir, um auf dem Andenken deiner armen Eltern keinen Makel zu lassen, zum Ersatz für jene gegeben, welche dieses Ungeheuer geraubt.“ —

Hier unterbrach sich der Raja und sendete seinen Hausmeister, mit dem er einige leise Worte gewechselt, hinaus. Dann wendete er sich wieder an Guruba und fuhr fort: „Zwar ist es mir unmöglich, wieder gut zu machen, was ich in der Uebereilung gethan; aber ich will dir geben, was ich kann.“ — Hier kehrte der Hausmeister zurück und sechs Sclaven, welche unter der Last von Geldsäcken fast erlagen, folgten ihm. „Hier, dieses Geld — es sind hunderttausend Rupien — ist dein. Gründe dir dadurch im Lande irgendwo nach deinem Gefallen eine Heimath und Alah und der Prophet mögen dich schützen und segnen!“

Guruba erschrak und fiel dem Raja zu Füßen, um ihm seinen Dank zu bezeigen. Sei es nun, daß derselbe wirklich gerührt war, oder daß ihn die Scene peinlich ergriff — er reichte Guruba die Hand, befahl den Sclaven, die Schätze dahin zu bringen, wohin ihnen der Jüngling Anweisung geben würde, gab dann den Soldaten einen

Wink, daß sie den Mörder abführen und die Leichen wegbringen sollten und zog sich zurück. Guruba folgte der Wittwe in ihr Haus, woselbst er theils Gastfreundschaft fand, theils Gelegenheit, den Hinterlassenen des armen Juweliers in ihrer traurigen Lage ein Tröster und Rathgeber zu sein. Als er in ihrer Begleitung und gefolgt von den Sclaven, das Schloß verließ, sah er einen Menschen, der am Pfahle gespießt war und zwar an derselben Stelle, wo einst sein armer Vater den Tod erlitten. Es war der Räuber, der hier auf so schmerzhafte Weise büßen mußte.

Schluß.

Die nächsten Tage brachte Guruba bei der Wittwe des Juweliers zu, ohne deren Haus, außer bei dem Begräbniß ihres ermordeten Gatten, zu verlassen. Dann aber besuchte er seine Freunde in der Stadt, insbesondere den wackern Zimmermann, bei dem er nach dem Tode seiner Eltern zunächst Hilfe, Schutz und Aufnahme gefunden hatte und den er nun auf das reichste beschenkte, um ihm alle erfahrene Liebe und Treue zu vergelten. Inzwischen waren seine und seiner Eltern Schicksale allgemein bekannt und die Entdeckung des Räubers, welche er veranlaßt hatte, sowie die blutigen Vorfälle bei dessen Verhaftung, seine Hinrichtung, und endlich die unerwartete Großmuth, welche der Raja unserm Freunde gezeigt, zum Stadtgespräch geworden. Viele freuten sich darüber, viele beneideten aber Guruba um sein Glück, und die Rotte verborgener Bösewichter, welcher der hingerichtete Malaye angehört hatte, dürstete nach Blutrache und erwartete blos eine günstige Gelegenheit, um den Armen zu verderben.

Der Himmel wachte indeß über unseren Freund und wollte nicht, daß das Maß der Leiden, welche bereits über ihn verhängt worden waren, vergrößert werden sollte. Durch einen neuen glücklichen Zufall erhielt der Raja, dessen Gunst Guruba so reich gemacht, Kennt-

niß von den Gefahren, welche ihm drohten und beeilte sich, Guruba zu sich rufen zu lassen. Er setzte ihn von den Anschlägen der Malayen in Kenntniß und sagte ihm aufrichtig, daß er die Mittel, welche sich ihm zu Guruba's Schutze darböten, selbst für sehr unzulänglich hielte. Wollte Guruba seines Lebens und seiner Güter wahrhaft sicher und froh werden, so müßte er sein Vaterland, wenn auch nicht für immer, doch für eine geraume Zeit, verlassen. Zu diesem Zwecke rieth ihm der Raja, mit einem im Hafen vor Anker liegenden holländischen Schiffe zuerst nach Batavia in Java und von dort, wo er der Malayen wegen auch nicht vollkommen sicher sein dürfte, nach Ceylon zu gehen und sich daselbst ansässig zu machen. Guruba erschrak nicht wenig; aber da er die gute Absicht des Raja nicht verkennen konnte, so erklärte er sich sofort bereit, abzureisen. Der Raja gab ihm sogleich den nöthigen Reiseschein, welcher ihn berechtigte, Borneo zu verlassen, und zwar ohne Abgabe eines Theiles seiner Habe (denn dort darf der Eingeborne nicht mitnehmen, was er besitzt, da Person und Habe der Unterthanen als Eigenthum des Königs angesehen werden). Unser Freund schied mit dankbarem Herzen von dem gefürchteten Manne und einen Tag später schwamm er schon auf einem holländischen Schiffe über die blauen Wogen des Oceans.

Seine Seereise über Java nach Ceylon war kurz und glücklich und er ließ sich in Trinconomali nieder. Hier lebte er anfangs still und eingezogen bei einer wohlhabenden englischen Familie, woselbst er sich eingemiethet hatte. Als er nach längerer Zeit die englische Sprache näher kennen gelernt und so weit gekommen war, einige Worte mit seinen Freunden wechseln zu können, riethen ihm diese, Unterricht in ihrer Sprache zu nehmen. Guruba's glückliche geistige Anlagen und sein eiserner Fleiß ließen ihn schnell über die ersten Schwierigkeiten hinwegkommen, und als er erst lesen und schreiben konnte, erwachte in seiner Seele neben dem Durst nach Kenntnissen auch die Sehnsucht nach einer besseren religiösen Erkenntniß. Ein Missionär, der die Ab-

sicht hatte, nach Borneo unter die Daiaker zu gehen und diesen armen Menschen das Evangelium Jesu Christi zu predigen, widmete unserem Guruba seinen ganzen Aposteleifer und es gelang ihm bald, ihn zu einem freudigen Bekenner des Herrn zu bilden und zu erwecken. Nach einem Jahre legte Guruba in der Kirche zum heiligen Geiste von Trinconomali das christliche Glaubensbekenntniß in Gegenwart einer zahlreichen Menge ab, der erste Einwohner von Borneo, den man hier solches thun sah. Aber Johannes Guruba blieb nicht allein Christ, nein, er wünschte sehnlich, der Wohlthat des Evangeliums möchten durch seine Hilfe recht viele, ja alle seine noch in finsterem Islam, oder gar in trostlosem Heidenthume irrenden Landsleute theilhaftig werden.

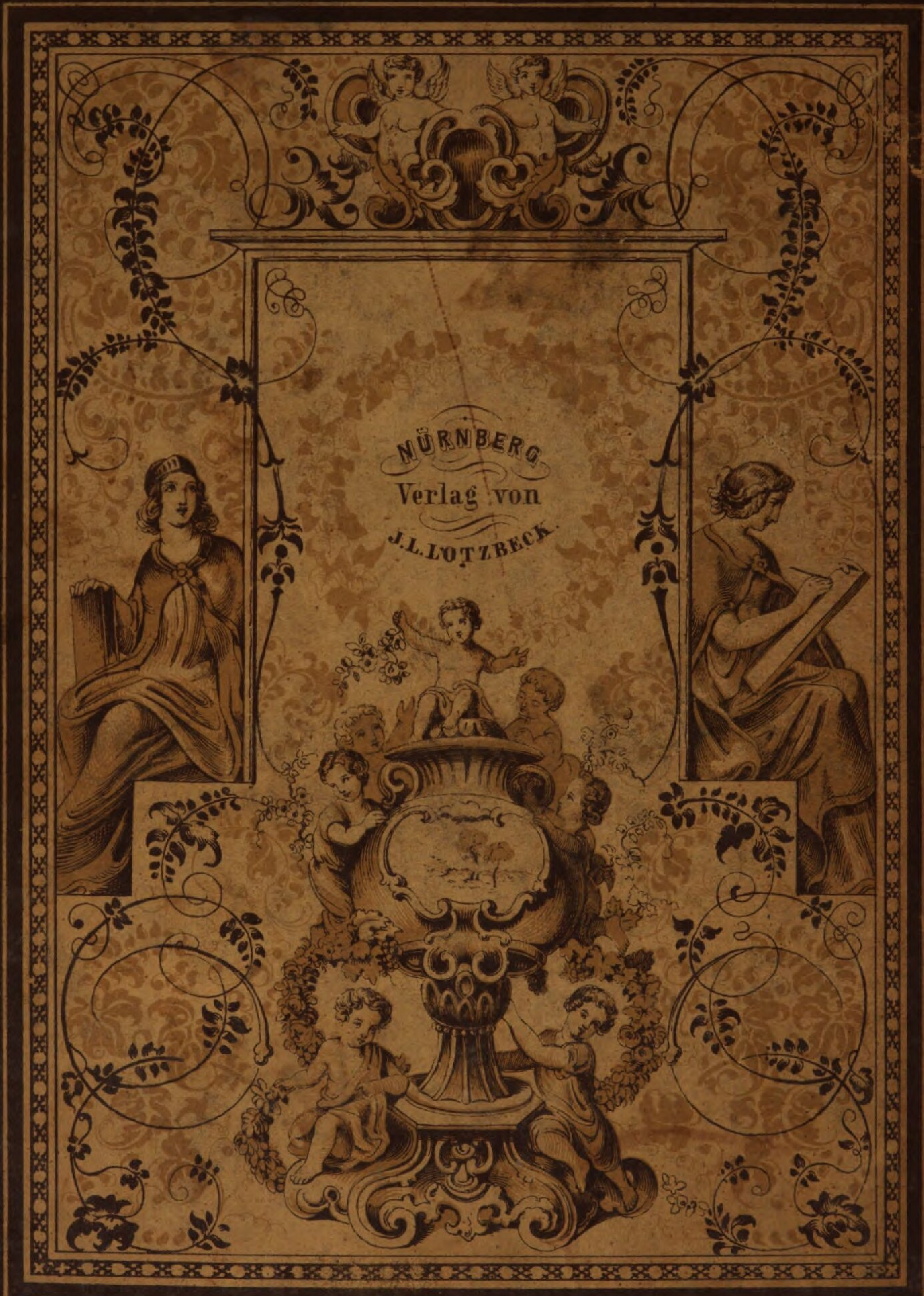
Entschlossen, seine Kraft und seine ganze Habe an dieses theure Werk zu setzen, ging er selbst nach England, um sich hier zum Missionär auszubilden. Hier schrieb er auch seine Lebensbeschreibung nieder (der wir den Stoff zu unserer Erzählung entnommen haben) und er ist jetzt wieder in seinem Vaterlande, um dort das Evangelium zu predigen. Gott segne ihn und seine Bemühungen!

Und nun, lieber Leser, sind wir beide, ich und Du, auch am Ziele. Wie nun — hat Dir Guruba gefallen? — Gingen Dein Verstand und Dein Herz nicht leer aus, indem Du Guruba's Schicksale lasest? — Und, o lieber Leser, und dieses ist die Hauptsache — findest Du den Finger Gottes in den Schicksalen Guruba's? — sahest Du, wie ein kleines Versehen großes Unglück hervorrufen kann? wie das Böse Böses wieder erzeugt und die Strafe den Frevler, wenn auch spät, doch immer sicher, trifft? — Und willst Du nie Böses thun, stets Deine guten Eltern so lieben und selbst nach dem Tode noch so ehren, wie Guruba die seinen? — Dann segne auch Dich der liebe Gott und zum Abschiede nimm mein herzliches Lebewohl!

[illegible]

[illegible] Gott segne ihn und seine Bemühungen.

Und nun, lieber Leser, sind wir beide, ich und Du, auch am Ziele. Wie nun — hat Dir Gurnba gefallen? — Gingen Dein Verstand und Dein Herz nicht leer aus, indem Du Gurnba's Schicksale lasest? — Und, o lieber Leser, und dieses ist die Hauptsache — hörtest Du den Finger Gottes in den Schicksalen Gurnba's? — sahest Du, wie ein kleines Verbrechen großes Unglück hervorbringen kann? wie das Böse Böses wieder erzeugt und die Strafe den Frevler, wenn auch spät, doch immer sicher, trifft? — Und willst Du nie Böses thun, stets Deine guten Eltern so lieben und selbst nach dem Tode noch so ehren, wie Gurnba die seinen? — Dann segne auch Dich der liebe Gott und zum Abschiede nimm mein herzliches Lebewohl.


NÜRNBERG
Verlag von
J.L. LOTZBECK.

Körber, Philipp,

Neue Jugendschriften

Bd.: 1

Nürnberg 1852

Paed.pr. 1870-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760300-8